

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 12.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B. ....

(Fortsetzung.)

„Lieber Papa,“ entgegnete Wichtel junior rasch und mit vielem Nachdruck; „ich finde die Art, wie du mir heut Abend entgegenzutreten beliebst, wirklich höchst sonderbar. Sind wir doch beide Männer und beide mit dem sehr energischen Willen ausgestattet, die jämmerliche Nichtigkeit und Langweiligkeit des Lebens durch das, was jeder von uns seiner Anschauungsweise und — seinen Fahren nach als Genuß empfindet, zu vergolden oder, wenn du willst, genießbar zu machen. Bei Leuten, welche das Geld ganz allein darum schätzen, weil damit Genüsse zu erkaufen sind, spielt die Kostspieligkeit des Genießens natürlich keine Rolle — darüber waren wir bisher ja immer einig, und ich stehe heute noch so vollständig und bewußt auf meinem Epikuräerstandpunkte, daß ich jede Bemerkung über die relative Geringsfügigkeit meiner Ausgaben vis-à-vis jenen Summen, welche du am grünen Tische zu verausgaben ein Vergnügen findest, unterlasse.“

Die dünnen, blutleeren Lippen des Justizraths umspielte wieder das verächtliche Lächeln, von dessen gewohnheitsmäßiger Wiederkehr die stereotyp nach dem linken Nasenflügel hin verzogene Oberlippe Kunde gab.

„Um was ich dich auch ersucht haben möchte — in deinem eigenen Interesse, mein Werthgeschäfter,“ sagte er. „Es handelt sich im Augenblick in der That auch nur um eine Feststellung, wer von uns beiden sich des weitesten und schärfsten Ueberblicks über unsere finanzielle und geschäftliche Situation erfreut — du, der du dich beständig und ausschließlich mit den einschlägigen Angelegenheiten befaßt hast, oder ich, der ich eine Zeitlang dir *plein pouvoir*\*) ließ. Ich fahre also fort: Unsere Güter und Häuser repräsentiren insgesammt einen Nominalwerth von rund 800000 Thaler und einen Realwerth von etwa der Hälfte — stimmt's, mein Lieber?“

Der Referendar nickte.

„Davon gehört uns der Besitztitel besagter Liegenschaften, sonst aber kein rother Heller.“

Wichtel junior wollte sprechen. Der Vater wehrte ihm durch eine Handbewegung und fuhr fort:

„Ich weiß, was du sagen willst. Du glaubst, ich fasse die Sachlage noch viel zu günstig auf: wir wären reiche Leute, wenn uns bloß kein Heller von dem Kapitalwerth unsres Grund- und Bodenbesitzes gehörte. Uns gehören die 100000 Thaler Differenz zwischen dem wirklichen Werth und den 500000 Thalern Hypo-

theken. Dieser negative Besitz verursacht uns, wenn alles gut geht, ein jährliches Defizit von 5 bis 6000 Thalern, das wir nur decken können bei größter Einschränkung unseres Haushaltes und unserer Privatausgaben. Wir dürfen uns aber auch garnicht einschränken, selbst wenn wir wollen, denn da würden unsere lieben Freunde und getreuen Nachbarn und mit ihnen bald die gesammte Geschäftswelt sich in die Ohren raunen, daß es mit uns gewaltig bergab gegangen ist, und wir würden den Kredit verlieren, der uns jetzt noch aufrecht erhält. Es würde uns ein sehr beträchtlicher Theil der Hypothekenkaptialien auf den Gütern und Häusern gekündigt werden, unseren Wechseln würden Schwierigkeiten begegnen und wir wären in aller kürzester Frist offenkundig und unausweichlich vor dem Abgrund des Bankerotts — nicht wahr, mein Guter — so steht's?“

Das Gesicht des Referendars hatte sich merklich verfinstert.

„So steht's allerdings,“ sagte er. „Und ich sehe eben absolut nicht, wie wir aus der Kalamität herauskommen können, wohl aber, wie wir immer tiefer hineingerathen müssen, wenn es mit unsrer Gründung nicht vorwärts geht und wenn wir Waldstein seine Bundesgenossenschaft nicht mit der Uebertragung der Fabrikeinrichtung und einem tüchtigen Profit bezahlen. Er ist unser Hauptgläubiger — mit ihm weicht uns der Boden unter den Füßen —“

„Sehr richtig — ein etwas lästiger Bundesgenosse, dieser Waldstein,“ sagte der Justizrath nachdenklich, aber sehr ruhig. „Indessen — *quo faire*\*)? „Wir müssen vorwärts und Alster muß gezwungen werden —“

„Er muß — aber wie?“

„Um, — der Mann fürchtet, wie alle Spießbürgernaturen, nichts so sehr als den Glanz, den Skandal. Wir müssen also ihn ins Unrecht setzen — wir müssen auf der Realisirung des Vertrags bestehen, eventuell Lärm schlagen über Vertragsbruch —; die bloße Drohung, sobald sie mit der Energie des bitteren Ernstes auftritt, wird genügen!“

„Das bezweifle ich — ich bin bis hart an die Grenze eines Abbruchs der geschäftlichen Beziehungen in meinen Erklärungen gegen Alster gegangen, ohne den erwarteten Erfolg zu erzielen.“

„Nun, so werde ich denn persönlich die Sache in die Hand nehmen,“ sagte der Justizrath, indem er sich erhob. „Ich suche Alster auf — ein plausibler Vorwand, die Sache recht dringlich

\*) Unbeschränktes Handeln.

\*) Was thun?

erscheinen zu lassen, findet sich immer. Weigert er sich, so halte ich ihm vor, daß es freundschaftliche Rücksichten waren, welche uns bewogen haben, mit ihm einen Kontrakt zu schließen, der zu seiner Voraussetzung das vollste gegenseitige Vertrauen hatte — daß er also einen Vertrauensbruch begeht, wenn er die Ausführung unseres Planes in dem ihm im Vorhinein zu Grunde gelegten Sinne verhindert. Ich erkläre ihm, daß eine Bewerbung um Senfbeils Bundesgenossenschaft in der Geschäftswelt sofort den Zweifel an unsrer Fähigkeit, die Sache allein zu machen, erregen, und uns vor der Welt und vor Senfheil kompromittiren und für den wahrscheinlichen Fall, daß Senfheil ablehnt, unsern Kredit, unser Prestige gewissermaßen, empfindlich erschüttern müßte. Wir würden — so leid es uns thäte — falls er bei seiner Weigerung beharrt, gezwungen sein, vor der Dessenlichkeit die Schuld an dem Nichtzustandekommen der mit solcher Erfolgssicherheit angekündigten Gründung auf diejenigen Schultern legen zu müssen, auf die sie gehört. Wie er und sein so wohlverdientes öffentliches Ansehen dabei wegkommen könnten, wenn er die Sache gewaltsam in den Eclat hineintriebe, das sei dann seine Sache und siele nicht mehr in den Bereich unserer Verantwortung; und so weiter. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn sich der Schwäher schließlich, sobald er merkt, daß der Spaß definitiv zu Ende ist, nicht um den Finger wickeln ließe. Und dann noch eins, mein Lieber," wandte sich der Justizrath, der schon den Schlafrock abgeworfen und eben den Finger an den Knopf einer Tafelglocke gelegt hatte, um den Diener herbeizurufen, von neuem zu seinem Sohne; "wir müssen unverweilt wieder nach mehr als einer Richtung hin finanzielle Fortschritte machen. Das Projekt der Zweigbahn nach Bergstadt ist ganz eingeschlummert — es muß schleunigst wieder zum Leben gebracht, es muß nicht minder schleunig realisiert werden. Die verdamnten Rittergüter, an denen wir heute in Wahrheit schon zu armen Rittlern geworden, muß uns die Eisenbahn endlich abnehmen. Damit werden wir dann auch deinen guten Freund Waldstein los, der uns wie ein Blutegel im Nacken sitzt."

Der Sohn zuckte die Achseln und wollte antworten. Der Vater hatte aber bereits auf den Schellenknopf gedrückt und bemerkte, daß er die Glocke, an deren Mechanismus irgendetwas in Unordnung gerathen war, zu keinen andern als äußerst gedämpften Tönen zu bewegen vermochte. Er war daher dem Triebe, entschlossen und rasch zu handeln, nachgebend, ungewöhnlich schnell auf die Thür geschritten, um nach dem Diener zu rufen, als ihm von außen jemand zuvorkam und der Diener selbst auf der Schwelle erschien.

"Herr Justizrath befehlen?" fragte derselbe, ein langer, hagerer Mensch von einigen vierzig Jahren mit glattrasirtem, unangenehmen Schleiergesicht.

Die Wichtel warfen gleichzeitig einen raschen Blick auf den Diener und schauten dann einer dem andern bedeutungsvoll ins Auge.

"Man ist ja ungewöhnlich geschwind heute, Friedrich," sagte der alte Herr. "Man kommt sogar, ehe man gerufen ist."

"Verzeihen Herr Justizrath," erwiderte Friedrich mit einem Gesichtsausdruck, als könnte er nicht bis drei zählen; "ich ging grade vorüber nach dem Schlafzimmer des Herrn Doktor, um die Fenster zu schließen, weil der Wind zu arg geworden ist; und da hörte ich, wie der Herr Justizrath klingelten — zwar nur leise, aber wenn man nicht weit von der Thür ist, hört man's doch, und da ich wußte, daß die Klingel heute ausgehakt ist, als die Weise sie beim Aufräumen runter geworfen, da hab' ich —"

Dem Justizrath schien eine weitere Auseinandersetzung überflüssig.

"Schon gut," sagte er. "Ich fahre heut noch aus, — sofort anspannen und meine Kötze."

Friedrich machte eine höchst eckige und steife Verbeugung und ging eiligst von dannen.

"Hältst du für möglich, daß der Kerl gehorcht und daß er gehört hat, was wir sprachen?" fragte der Justizrath, als sich die Thür hinter Friedrich geschlossen hatte.

"Daß er gehorcht hat — gewiß. Daß er gehört und verstanden hat, was wir sprachen, bezweifle ich dagegen sehr, die Portièren und das starke Eichenholz der Thüren lassen nicht viel von den Tönen passiren."

"Man horcht aber nicht, um nicht mehr als unartikulirte Laute zu hören. Wir müssen uns überzeugen. Es wäre vertrackt, wenn der alte Spitzbube auch nur zwei Sätze verstanden hätte..."

"Ueberzeugen wir uns," sagte der Referendar, indem er das Zimmer verließ. Der Justizrath sprach ein paar Worte in gewöhnlichem Gesprächstone, dann wiederholte er sie dreimal, jedesmal lauter als zuvor. Wichtel junior hatte nur das Letztmal verstanden, was sein Vater gesagt. Beide fühlten sich beruhigt; so laut war die Unterhaltung, selbst in den Momenten der Erregung, nicht geführt worden. Zudem war der Friedrich nach seiner eigenen Behauptung schon seit Jahren schwerhörig; er mochte also doch wohl beim Vorbeigehen an der Thür, aus jener allgemein verbreiteten Dienertugend der Neugier, nur den erfolglosen Versuch zu horchen gemacht haben. Im übrigen würde ja einer Bedientenklatscherei nicht allzuschwer die gefährliche Spitze abzubrechen sein, meinte der Referendar.

Friedrich benahm sich auch ganz unverfänglich, als er wiederkam. Sein Gesicht war genau so nichts sagend, seine Stimme so krächzend, seine Bewegungen so täppisch, wie gewöhnlich.

Ehe der Justizrath ging, hatte er noch etwas zu fragen. Er hatte gehört, daß der elegante Bärenhäuter Schweder, wie er ihn zu nennen pflegte, in neuester Zeit im Alster'schen Hause verkehre. Und Schweder sei wohl so etwas wie der Hausfreund der schönen Frau Senfheil — auf Bemühungen des Schweder sei also vielleicht die Alster'sche Neigung zu einer Assoziation mit Senfheil zurückzuführen.

Wichtel junior bezweifelte das. Schweder sei ein sehr geschickter, aber allen Geschäftsangelegenheiten, wie überhaupt allen ersteren Dingen gegenüber ungläublich indifferenter Mensch. Das sei der Epithetäer comme il faut oder, in der That, der Bärenhäuter in Glacés. Selbst zum Schachspiel sei er selten mehr als einmal in der Woche zu bringen. Dagegen könne er stundenlang, eine seiner unüberreflexiven Havannahs nach der andern schmauchend, im Café oder sonstwo dem Dolce far niente\*) fröhnen und dabei über alles und alle in der Welt seine spöttischen, meist fabelhaft malitiosen Glossen machen. Senfheil komme, wenn gelegentlich von ihm die Rede sei, fast am schlechtesten weg — er sei ein nichtsnutziger Knauser, ein gänzlich versimpelter Filz, behaupte Schweder, der sich den Champagner abgewöhnt habe, damit seine ungezogenen Rangen dereinst drin baden könnten. Mit Senfbeils Frau sehe Schweder aber allerdings in intimem Verhältnisse, obgleich er, oder vielmehr grade weil er, selbst in übermüthigster Weinlaune, dies hartnäckig und sehr entschieden ableugne. Bei Alster habe er sich bestimmt auch nur eingeführt, um sich entweder über den emporgekommenen Krämer weiblich lustig zu machen oder, was allerdings noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe, um Wanda in die Nege eines unsoliden Liebesverhältnisses zu verfrachten. Daß ihm letzteres nicht gelinge, dafür habe er, Wichtel junior, indessen sofort gesorgt. Er habe Alster über den Roué Schweder reinen Wein eingeschenkt und auch Wanda Andeutungen bezüglich der Duzende von Liebesverhältnissen gemacht, derentwegen Schweder stadtbekannt sei. Die sittliche Entrüstung, welche er selbst dabei weniger gezeigt als verrathen habe, müsse auf das beinahe noch kindische Gemüth seiner zukünftigen zweifellos einen höchst günstigen Eindruck gemacht haben.

Der Justizrath schien inzwischen wieder zu gutem Humor gekommen zu sein. Er klopfte dem Sohne zum Abschied gemüthlich auf die Achsel und sprach die Hoffnung aus, daß die sittliche Entrüstung, die zu „verrathen“ seinem lebenswürdigen Sproßling sicherlich nicht schwer gefallen sei, der wahren ehemannlichen Tugendhaftigkeit den Weg in das Herz desselben bereiten werde. Nachdem Wichtel junior lachend betheuert, daß diese Hoffnung um so leichter erfüllt werden möchte, als ihm allezeit das gute Beispiel seines Erzeugers auf dem Pfade der Tugend voranleuchte, ging der Justizrath, vergnüglich schmunzelnd und seinem Sohne „viel Vergnügen“ wünschend, von dannen.

Eine Viertelstunde später hielt sein Wagen vor der Villa Alster. August hatte im Gespräch mit einem Manne, in dem wir den Cigarrenreisenden Schneider wiedererkennen, vor der Thür gestanden. Die beiden waren intime Freunde geworden. Schneider hatte sogar in einer den biedereren August bis zu völliger Bewußtheit überzeugenden Weise nachzuweisen vermocht, daß August sein Cousin, wenn auch ungefähr im zehnten oder zwölften Gliede sei. Augusts Großtante, die rechte Cousine seiner Stiefgroßmutter, war nämlich auch eine geborne Schneider gewesen und hatte einen

\*) Süßem Nichtsthun.

Bruder gehabt, der sein Heil in Amerika gesucht und dabei heillos heruntergekommen und schließlich verschollen war. Diesen würdigen Stiefgroßonkel hatte der immerdar findige Cigarrenreisende in seiner eigenen Verwandtschaft wiederentdeckt — er war auch sein Großonkel oder so etwas Aehnliches gewesen, folglich war August sein Cousin.

Als der Wagen des Justizraths vorgefahren war, hatte August seinen neuen Cousin stehen lassen und dienstfertig den Wagenschlag aufgerissen. Zu seinem tiefgefühlten Bedauern hatte er zu melden, daß sich der gnädige Herr Justizrath den Weg umsonst gemacht hätten, weil der gnädige Herr Alster nicht zuhause sei.

Der Justizrath erklärte, er müsse Herrn Alster aber unter allen Umständen, so rasch als nur möglich, sprechen. Wo er auch sei, werde er ihm daher nachfahren oder, wenn es nicht anders ginge, auch nachreisen. August machte auch diesmal das bekannte Bedientenmanöver, indem er durch verlegenthues und dummschlaues Wienenspiel zu verstehen gab, daß er zwar wisse, wohin oder mit wem sein Herr ausgegangen sei, aber sich nicht recht getraue, es zu sagen. Der Justizrath kannte so gut wie Schweder den Schlüssel, der den Mund eines derartigen getreuen Knechtes jederzeit öffnet, und er wandte ihn, wenn auch lange nicht so freigebig als der jüngere Lebemann, unverzüglich an.

August gestand nun, daß sein Herr nach dem Restaurant Weinhold gefahren sei, wo in einer geschlossenen Gesellschaft eine Feier — was für eine, wisse er nicht — abgehalten würde.

Der Justizrath rief seinem Kutscher zu: „Zu Weinhold — rasch!“ und zog den Wagenschlag dem guten August so dicht vor der Nase wieder zu, daß er selbigen stätlichen Körpertheil beinahe zwischen der Thür und ihrem Rahmen eingeklemmt hätte.

August, der höchlichst erschrocken zurückgesprungen war, vergewisserte sich, daß das unersehbliche Organ noch unbeschädigt in seinem Gesicht sitze und trat entrüstet grunzend zu seinem Cousin Schneider.

„Dieser alte Kerl,“ rasonierte er, „hält unsereins auch nicht für einen Menschen, wie er einer ist. Nichts Pfifferling hält er darnach gefragt, wenn er mir den Schädel mit seiner Wagenthür blutig geschlagen hätte. Und Trinkgelber geben diese Wichtels nie mehr, als allerhöchstens 'en halben Thaler. Der junge ist übrigens noch schäbiger als der alte. S'ist en Skandal. Na bei Gelegenheit bind' ich dem alten Geiztragen einen Bären auf, der sich gewaschen hat.“

Cousin Schneider bestärkte den Entrüsteten in seiner löblichen Absicht und hörte sehr aufmerksam auf alles, was sein Freund und Vetter über die Familie Wichtel rasonierend zum Besten gab.

„Der hält's womöglich für eine Ehre, die er dir anthut, wenn er dir die Nase blutig schlägt. Die Sorte kenn' ich, August, verlaß dich darauf. Dein Herr ist übrigens auch nicht viel besser. Die Cigarren, die ich ihm neulich zur Probe habe bringen müssen, sind ihm noch zu theuer für euch. Für meine Dienerschaft höchstens kann ich Cigarren brauchen; ich selbst beziehe meinen Bedarf ohne Zwischenhändler, sagte er. Also jedenfalls eine Weihnachtsfreude für dich und den Kutscher. Na, ich gratulire im voraus. Die

nämlich, die ich ihm gebracht hatte, kosteten 10 Thlr. im tausendst Die wären viel zu leicht für euch, sagte er, und viel zu schlecht, meinte er. Nun soll ich ihm welche für 8 Thaler bringen; das sind natürlich die reinen Stintadores — für 'ne gebildete Nase, wie du sie hast, August, geradezu zum Davonlaufen.“

„Da ist meine einzige Rettung,“ meinte August pfiffig wie immer, „ich verkaufe die ganze Bescheerung meinem verehrien Kollegen, dem Rhinoceros von Kutscher. Der Kerl raucht den ganzen geschlagenen Tag den fürchterlichsten Kneller, daß die Pferde im Stalle den Husten kriegen. Wenn ich dann sage, die Cigarren wären mir zu stark und ich wollte sie ihm auf Abschlagszahlungen von wöchentlich zehn Groschen verkaufen, so fällt er unter allen Umständen darauf rein.“

„Recht so,“ lachte der Cousin. „Aber sag' mal, August, was mochte denn der Justizrath so eilig mit deinem Herrn zu thun haben? Die kommen doch alle Tage zusammen. Wahrscheinlich sucht der gestrenge Herr bloß irgend jemanden, der mit ihm den Abend verknüpft.“

August schüttelte den Kopf. „Wichtig mag die Geschichte schon sein, und zusammenkommen thun die auch nicht alle Tage. Der Justizrath ist ja in der letzten Zeit wieder immerfort auf Reisen gewesen. Sein Friedrich sagte mir 'mal ganz im Vertrauen, der Alte führe bis nach Italien, oder gar bis nach Monakien oder wie das heißt, um dort riesig zu spielen, — du weißt — so „Meine — deine“ oder „Lustige Sieben“ oder so was wird's wohl sein. Nun wird er wahrscheinlich erst heute oder gestern zurückgekommen sein, und gestern ist auch der Doktor Juri hier gewesen und hat 'nen fürchtbaren Spektakel mit meinem Alten gehabt; der ist hernach roth gewesen, wie ein Kapann, und der andre war auch fürchterlich erhit, und beinahe sah's aus, als ob sie sich gründlich verfeindet hätten mit einander. Da wird der alte Wichtel wahrscheinlich wieder Frieden stiften wollen, denn unser Fräulein und ihre Goldfische lassen die beiden nicht aus dem Garn, weißt du, wenn sie auch noch so dick thun mit ihrem Gelde — — der Friedrich meint ohnehin, bei seiner Herrschaft steckt lange nicht soviel dahinter, als sie immer thun, und der Friedrich ist lange nicht so dumm, als er aussieht.“

Dem Cigarrenreisenden Schneider schienen diese Mittheilungen, so wichtig August auch dabei that, doch nachgrade langweilig geworden zu sein. Er erwiderte mit äußerst gleichgültiger Miene: „Ja, ja, es ist nicht alles Gold, was glänzt,“ und fügte, nachdem er sich eine frische Cigarre angezündet hatte, hinzu: „Die vornehmen Leute können sich halt fürchtbar verstellen; man weiß nie, wie man eigentlich mit so einem dran ist.“ Darauf sah er nach der Uhr: „Donnerwetter, ist das schon spät! Na, gute Nacht, August; morgen oder übermorgen trinken wir wieder ein Glas Grog zusammen.“ Dann ging er ziemlich raschen Schrittes von dannen.

August schien sich einigermaßen über das plötzliche Bondannengehen seines Cousins zu wundern. Er ging mißvergnügt in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

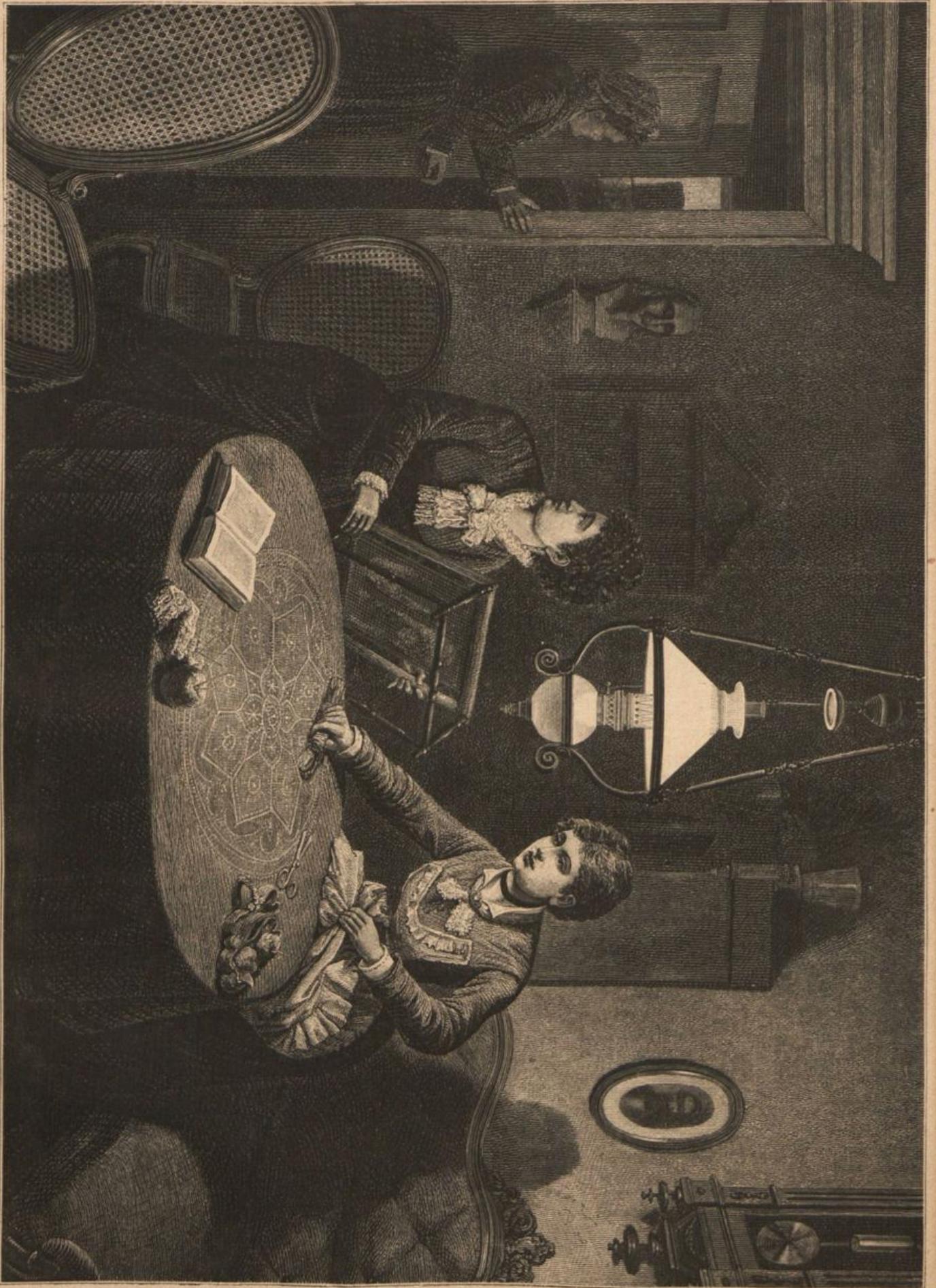
## Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-F.

(Schluß.)

Es war am Samstag Abend, 2. August 1879, als ich — von München kommend — die Route Salzburg-Wien bei Attnang verließ und bei einer Temperatur von 33 Grad Celsius zwei Stunden lang auf jenen Zug wartete, der mich auf der Kronprinz-Rudolf-Bahn von Attnang aus am Traunsee vorbei, durch Fischl nach der Station Gosiern bringen sollte. Ich hatte an jenem Tage den Kulminationspunkt der Sommerhitze reichlich verspürt, draußen auf dem Flachland lag eine lähmende Schwüle und erst als wir an dem malerischen Traunsee vorbeifuhren und die Sonne hinter die uns nahe gerückten Berge trat, konnte man wieder aufathmen. Am ganzen Himmel keine Wolke, auf keinem der prächtigen Berge des Salzkammergutes die geringste Spur von Nebel — die Nacht brach herein und eben stieg der Mond am östlichen zackigen Horizonte empor, als der Ruf: „Gosiern!“ meine Tagesleiden zum Abschluß brachte. Wenige Augenblicke hernach begrüßte mich der Philosoph vom Primesberg in jener

herzlichen Weise, die sich nicht in Worten zeichnen läßt. Mein Gepäck ging in die Hände seiner barfüßigen Magd, die mir der oberösterreichische Bauer nach Landessitte als „Biehmensch“ vorstellte. Der geneigte Leser wolle bei diesem Ausdruck weder lachen noch ungläubig den Kopf schütteln; denn was man weiterherum in Deutschland ein „Mädchen für alles“, in der Schweiz auf dem Lande kurzweg „Magd“ oder auch „Biehmagd“ nennt, das heißt im Salzkammergut schlechweg „Biehmensch“, worunter auch die vielbesungenen „reizenden“ Aesplerinnen, die Sennerinnen, die naturwüchsigen Grazien der Berge verstanden werden. Deubler, dem der geistige Umgang mit „Gelehrten“ zum täglichen Bedürfnis geworden, dem er auch durch tägliche Lektüre gerecht wird, schwelgt förmlich in Genuß, wenn ihm einmal so ein „gelehrtes“ Individuum ins Gehege kommt. Dabei leidet er keineswegs an dem Fehler der meisten Laien, die da wähnen, in jedem „Studirten“, der sich irgendwie einen Namen gemacht hat, gleich



Gegenseitige Weihnachtsgeschenke. (Seite 143.)

eine Art übermenschlicher Erscheinung sehen zu müssen. Er beurtheilt alle Menschen nach dem Werth ihrer Leistungen und der Aufrichtigkeit ihres Willens und Handelns. Doch hievon später — wir sind ja erst im Begriff, dem Mann mit kurzen Hosen, Lodenrock und „Tyrolerhut“ auf seinem Gang durchs Bauerndorf und jenseits desselben auf schmalem Pfad durch saftige Wiesen zu folgen und ihn auf den nahen Primesberg zu seinem idyllischen Heim zu begleiten. Der Mond beleuchtet unsern Pfad, rechts und links zirpen die Grillen und im nahen Haselgebüsch stimmt der Laubfrosch seine sommernächtliche Hymne an, indeß drüben die Wasser der klaren Traun rauschend thalwärts wandern. Bald haben wir die Deublersche Terrasse am Abhang des Primesberg erreicht. Ueppige Ahorne senken schweigend ihre laubschweren Äste über den rasenbewachsenen Fußpfad; wir müssen sie umgehen, ehe wir zum Deublerschen Garten und Wohnhaus selbst gelangen. Ein wohlgepflegter Lattenzaun umgibt das Ganze: unser Führer öffnet die Gartenthür und nun schreiten wir in den Blumen- und Gemüsegarten des Philosophen vom Primesberg, der sich hier seine Burg „Malepartus“ gebaut und von da aus dem nähern und fernern Treiben der Welt zuschaut. Am Ende des Gartens stoßen wir auf die „Malepartus“ selbst, wie Deubler seine Villa zu nennen pflegt. Der Leser findet in dem auf Seite 101 abgedruckten Holzschnitt eine treue Skizze von dem, was im eigentlichen Sinne des Wortes ein „Museum“ genannt werden muß, wie ein zweiter in dieser Art auf dem weiten Erdenrund nicht anzutreffen ist. In der Mitte das etwas niedrige, eigentliche Wohnhaus, älteren Datums, aber nach außen und im innern schmuck und sauber; daran angebaut und mit den Gemächern des Wohnhauses in Kommunikation ein etwas höherer Trakt mit den Gastzimmern (in unserer Abbildung rechts), von denen dem Beschauer wohl das eine mit dem Balkon auffallen wird; es sei hier bemerkt, daß dies das Zimmer Feuerbachs ist, in dem der nürnbergger Philosoph einige Wochen zugebracht und glücklich für ein paar weitere Jahr, die letzten seines Lebens, genesen ist. Auf der anderen Seite des Wohnhauses (in unserm Bilde links) stellt ein zweiter Anbau das sogenannte „Atelier“ dar, von Deubler kurz nach Feuerbachs Tode zu dem Zwecke erbaut, hier der Wissenschaft und Kunst eine Freistatt zu gewähren. Kein Sterblicher, der diesen Fleck Erde zum erstenmal betritt, würde ahnen, daß in jenem schlichten Anbau die Geistesheroen unserer Zeit sich in ihren besten Werken zusammengefunden haben. Doch halt! unser Gastgeber wandert der Hausthüre zu, dort im mittleren Gebäude, wo üppige Neben-

das üppige Mauerwerk bis hinauf unter das Dach mit dunkeln Grün bekleiden. Durch ein Vorzimmer, an dessen Wänden bücherbeladene Gestelle und Tableaux aller Art plazirt sind, gelangen wir in das eigentliche Wohnzimmer ebener Erde. Topfpflanzen füllen den Fensterraum gegen den Garten, das Gemach selbst ist schlicht möblirt und wird bei Nacht mit der modernen Petroleum-



Jagorigrad-Defilé bei Wraza. (Seite 144.)

lampe beleuchtet. An den Wänden treffen wir Kupferstiche nach Kaulbachschen Gemälden, sauber eingerahmt; und eine Bronze-Statuette, auf der Ecke eines wandständigen Kastens aufgestellt, bringt uns in eine interessante Konversation mit dem Herrn dieser Räume, der in der bronzenen Figur uns seinen alten, längstverstorbenen Uhlisch vorstellt. Das Mondlicht zittert durch das Laubwerk der Reben und Fruchtbäume, indeß wir drin, in diesem

schlichten Raume, bei der Lampe — er mit der Pfeife im Munde, ich meine österreichische Virginia rauchend — bis gegen Mitternacht die wissenschaftlichen Tagesfragen Revue passieren lassen. Da war einer der ersten Punkte, der zur Sprache kam, die damals noch bevorstehende 52. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, da Gustav Jäger die menschliche „Seele“ — „an Händen und Füßen gebunden“ vorzuführen und zu demonstrieren versprach. — Deubler schüttelte zu dieser Seelenentdeckung ganz bedenklich sein Haupt — bedächtigen Schrittes ging er zum Kasten und holte gleich einen interessanten Zeitungsausschnitt hervor, der streng über die jägersche Seele zu Gericht saß und nach Deubler den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint.

Dergleichen Konversationsstunden nach des Tages Mühen und Lasten wiederholten sich in der Folge jeden Abend; denn an anregendem „Stoff“ ist bei Deubler kein Mangel. Die Werke der hervorragendsten Naturforscher, Philosophen, Historiker und Schriftsteller unserer Tagespresse sind ihm geläufig, er kennt die interessantesten Stellen in David Strauß, Carl Vogt, Louis Büchner, Moleischott, Hellwald, Buckle, Feuerbach, F. C. Fischer, Häckel und Darwin so sicher, daß er uns gleich das Buch aufzuschlagen weiß, um schwarz auf weiß zu beweisen, daß er sie recht verstanden. Er ist nicht Naturforscher und dennoch kennt er sie alle, die deutschen Gelehrten und Schriftsteller, welche das Volk zu ehren verstanden, indem sie gemeinverständliche Werke schrieben. Und wir staunen über den Reichthum von Sentenzen, die ihm in Sachen der natürlichen Weltanschauung so geläufig sind, wie dem Schüler das Einmaleins. Er erzählte von Rossmäzler, dessen Mikroskop Deubler wie eine Reliquie hochhält; er kannte den wackern Mann persönlich. Deubler steht seit Jahrzehnten mit hervorragenden deutschen Künstlern, Malern und Bildhauern in persönlichem, freundschaftlichem Verkehr; insbesondere ist es der alte Professor Kummer in Dresden und dessen ganze Familie, die dem schlichten Philosophen des Salzammergutes mit Leib und Seele zugethan sind; das „Atelier“ Deublers gibt sichtbare Zeugnisse für diese innigen Beziehungen; daß die Familie Meyerbeer unfern Deubler ebenfalls lieb gewann, ist bereits oben schon gesagt worden. Und wie herzlich standen die Beziehungen Deublers zu dem berühmten bairischen Alpenchriftsteller Heinrich Noë! Mit einer großen Zahl bedeutender Männer stand Deubler bis an ihr Ende in Korrespondenz und ein Duzend Lebender in aller Herren Länder sind seine regelmäßigen Gäste geworden. Carl Grün verfaßte das Werk „Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß“ droben auf dem Primesberg unter dem gastlichen Dache dessen, der sich mit Stolz zu den treuesten Freunden des Verfassers vom „Wesen des Christenthums“ zählen darf. Ernst Häckel schrieb an gleicher Stelle das Wortwort zu einer neuen Auflage seiner Anthropogenie. F. C. Fischer, der philosophische Buchhändler und Verfasser des „Bewußtsein“ (— keineswegs ein Philosoph des „Unbewußten“ —), Julius Duboc, Friedrich Schögl, der berühmte Wiener Feuilletonist (Verfasser von „Wiener Luft“ und „Wiener Blut“), Nordmann, der Präsident des Wiener Schriftstellervereins „Concordia“, Ernst Keil und so viele andere, die mit dem schwarzen Blut der Feder die geistige Welt unserer Zeit zu tränken verstanden, gehören zu Deublers Bekannten und Freunden. Zahlreiche Briefe und die Photographien, sowie die mit eigenhändigen Widmungen gezierten Werke dieser Männer bilden den Schatz, auf den der Philosoph vom Primesberg stolzer ist, als Feldmarschall Radetzki auf seine Orden und Diplome.

Deublers Bibliothek ist ebensowohl ein Unikum, als er es selber ist. Um sie kennen zu lernen, machen wir den „Atelier“ einen Besuch; ein paar Schritte vor der Hausthür steht im Garten eine kleine Statue, die eine Glasugel trägt (siehe Abbildung). Dicht hinter derselben befindet sich der Eingang zum mehrerwähnten Atelier, auf dessen südlicher Altane (im Bild ganz links) der Beschauer einen wundervollen Ausblick auf das Trauntal und hinüber zu den Ramsauer Bergen gewinnt. Betreten wir das Innere! Das Ganze ist ein einziger hoher Raum, der wirklich einem Künstleratelier oder auch einer Kapelle gleicht. Links vom Eingang ist längs der ganzen Südwand die tausendbändige Bibliothek aufgestellt: „Die Natur“ von Karl Müller, die „Zris“, der „Kosmos“, viele Bände der „Gartenlaube“, Schiller und Goethe, und eine Anzahl älterer und neuerer Dichter nebst Werken über Geschichte, Religion, Philosophie, Anthropologie und Paläontologie, Geologie, Botanik, Physik und Chemie etc. Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß sich hier Debütationsexemplare von verschiedenen Geistesgrößen zusammen-

gefunden haben: in der That eine wunderliche Gesellschaft, in der sich aber unser Deubler vortreflich zurecht findet. Wenden wir uns nun nordwärts — welche Art von Ueberraschung! Sind wir wirklich in einem Atelier oder in einem Gotteshaufe? — Mitten auf der nördlichen Wand steht auf architektonischem Postament die Bronzestatue eines — Heiligen; ja eines Heiligen ganz eigenster Art: Ludwig Feuerbach. Und am Postament glänzt die bedeutungsvolle Inschrift: „Homo homini Deus est“. — Ueber der Büste ist ein Medaillon desselben Philosophen in Basrelief angebracht. Rechts und links davon begegnen uns alte Bekannte — die Porträts von Darwin und Humboldt, Strauß, Häckel und anderer Geistesverwandter. Ringsum auf Tischen und Gestellen finden wir Maler- und Zeichenwerkzeuge, vollendete und unvollendete Delgemälde zieren Wände und Staffeleien und — damit die Kunst nicht gar so stiefmütterlich ausgehe, hat sich hier auch ein tadelloser Gypsabguß der herrlichen Mediceerin und haben sich auch die bekannten „Drei Grazien“ eingestellt.

Und was ich vor wenigen Jahren geträumt habe — siehe da: es ist alles zur Wahrheit, zur greifbaren Wahrheit geworden. Pallas Athene ist niedergestiegen zur Erde und Gast geworden beim einfachen Mann und hat Wohnung genommen bei denen, die den Tag der Naturerkenntniß mehr lieben, denn die Nacht des Aberglaubens. Und die Meeresschaumgeborene — die ewig lächelnde Mediceerin hat Besitz genommen vom Altar, da ehemals die Gestalten des Jammers und des Elendes ihre Weltverachtung so blutig-unästhetisch offenbarten. Ja, es ist Tag, lichter Tag geworden, in der Hütte des friedlichen Mannes, der im Schweife seines Angeichts sich das Brod erwirbt, um am Abend oder in glücklicher Feierstunde sich an der Lichtschönheit geistiger Wahrheit zu setzen. Kunst und Wissenschaft — Schönheit und Wahrheit — welch herrlicher Dualismus in der einheitlichen Welt eines modernen Philosophen!

Ich bin in meinem Leben weit herumgekommen, habe ein gut Theil Menschenglück, aber auch eine Fülle von Elend gesehen, habe an mancherlei Tischen gefessen — die Gastmähler der Reichen, die Tafeln der Geldfürsten sind mir keine unbekannt Dinge und die Hütte des armen Mannes, der mit hölzernem Löffel aus hölzerner Schüssel seine magere Suppe isst, ist mir kein leerer Begriff; die Frömmsten und Gottesfürchtigsten waren meine Freunde und die in unsern Tagen als „gottlos“ Beschrieenen sind meine Brüder; ich habe alle Gesellschaftsklassen und Gesellschaftsschichten in persönlichem Umgang kennen gelernt: aber nirgends, bei keinem der Sterblichen, die ich bis jetzt gesehen, fand ich dieses Maß innern Glückes und geistiger Ruhe, fröhlichen Behagens und harmonischen Wohlseins wie in der „Malepartus“ auf Primesberg.

Der Leser findet an der Spitze dieses fragmentarischen Lebensbildes das Porträt Deublers nach einer meiner jüngsten Federzeichnungen photographisch in Druck gesetzt. Ich hoffe, alle, die den Bauernphilosophen je gesehen, werden ihn in diesem Bildchen wiedererkennen. Mit wenigen, aber durchaus treuen Federstrichen hat dagegen der Wiener Kulturkritiker Friedrich Schögl den Charakter Deublers skizziert; die Skizze ist der beste Kommentar zum Porträt: „Ein Bild von ungebeugter Utkraft, ein Mann mit stählernen Sehnen, von eiserner Willensstärke, von Muth und Entschlossenheit, von edlem Troß gegen die Tücken und Müden des widerlichstesten Geschickes, von ehebarter Gesinnung, die aus jedem seiner Worte spricht, voll milder Duldung gegen Unverstand, voll Rechtlichkeit und Treue, voll karger Ueberlegung in seinem Handeln, von zäher Ausdauer in seinen Entwürfen, voll Wärme der Empfindung, die aus seinen funkelnden Augen sprüht und blüht, voll aufopfernder Verehrung und Hingebung für jene Geistesheroen, die er zu seinen Göttern erwählt, aber auch erfüllt von berechtigtem Bewußtsein seines eigenen inneren Werthes.“

Und das ist ein schlichter Bauer, der am frühen Morgen drüben am Wiesenrain Heu mäht, in brennender Sonnenhige Grummet (Eud) zum Schober schleppt und am Mittag seine „Stoßsuppe“ allen andern Speisen vorzieht: ein schlichter Bauer, der uns nach Tisch über Kant, Herbart, Schelling, Fichte, Heyd, Feuerbach, über Adam Smith und Bastiat, und Sismondi belehrt. — Dieser Deubler, der seinen Fuß niemals über die Schwelle eines akademischen Hörsaales gesetzt! —

Und da behauptet man immer noch, daß die moderne Weltanschauung nur für die „oberen“ Gesellschaftsklassen, für die „Gelehrten“ und „Studirten“, nicht aber für den Mann aus dem Volke was nützen könne, daß sie vielmehr den „gemeinen Mann“

unglücklich machen müßte. — Deubler ist ein glänzender Beleg für das Gegentheil; er ist ein Prototyp für eine größere Zahl von Denkern im Bauernkittel; denn in verschiedenen Himmelsstrichen hat die Philosophie gerade in jenen Schichten, wo man am wenigsten vermuthet, ihre begeistertsten Freunde gewonnen. Das hat Feuerbach erlebt, als er den Brief von Konrad Haag aus Hüttweilen im Thurgau erhielt, wo ein denkender Bauer dem einsamen Philosoph in Nürnberg seine Bekenntnisse und Huldigungen zu Füßen legt. Das haben andere erfahren, die es unternommen haben, einen zündenden Gedanken hinauszuerwerfen vor das Forum des allgemeinen gesunden Menschenverstandes, es dem Geschick überlassend, ob er „unten“ oder „oben“, bei dem „Vaien“ oder „Gelehrten“ auf eine keimtreibende Stelle gerathe. Ich wüßte der Beispiele mehrere zu nennen. — An dieser Stelle sei der Name Messittomer, Antiquar in Seegräben am Pfäffiker See, noch hinzugefügt, jenes „Bauerngelehrten“, der bei allen Forschern der Pfahlbauten in so großem Ansehen steht.

Wird man uns zu den Optimisten zählen, wenn wir behaupten, daß die moderne natürliche Weltanschauung dazu berufen sei, im vollsten Umfange Gemeingut des ganzen Volkes zu werden? Und wird man uns Träumer nennen, wenn wir der Meinung Ausdruck geben, daß keine wissenschaftlich ermittelte Wahrheit gefährlich sein kann, weil eben in aller Wahrheit und nur in der Wahrheit Heil liegt?

Unsere Gegner werden einwenden, daß es nicht möglich sei, die wissenschaftlichen Wahrheiten dem gemeinen Mann aus dem Volke zum Verständniß zu bringen, daß wir bei unseren Versuchungen nur der Konfusion, dem Mißverständniß rufen und — obwohl wir das Gute wollen, das Böse vollbringen. — Deubler, der Mann, welcher als Müllerknecht noch im 20. Jahre seines Lebens erst das Schreiben erlernen mußte, diese urwüchsige Bauerngestalt wird auch den ärgsten Zweifler beruhigen. Wir haben gesehen, daß er als Knabe und Jüngling über den Verlust seiner Großmutter den Unsterblichkeitsgedanken festhält und in spätern Tagen mehr und mehr zu befestigen sucht. Wir haben aber erfahren, daß er über dem Suchen das gerade verloren hat, was er zu finden und zu festigen hoffte. Und wie äußert er sich dann, als in seinem 61. Lebensjahre der Tod zum zweitenmal ihm sein Liebstes, sein braves Weib, das 42 Jahre ihm „ein treuer Kamerad gewesen“, ins Schattenreich hinwegführt? — „Es ist mir unmöglich, irgendwie luxuriöse Wünsche zu hegen, solche Wünsche nämlich, die über das wahre Wesen und Bedeuten der menschlichen Natur hinausgehen. Es ist mir nie in den Sinn gekommen (am Sterbebette meines Weibes), diejenigen beneiden zu wollen, welche ein Wiedersehen nach dem Tode glauben können; man acceptirt den Tod als eine Naturnothwendigkeit.“ — Und an einem stürmischen Winterabend, da er eingeschneit auf dem Primesberg sitzt und in philosophischen Schriften sich erbaut, greift er zur Feder und wirft sein Selbstbekenntniß in knorrigen Schriftzügen auf ein leeres Blatt: „In erster Linie habe ich als Freidenker und Mensch die Pflicht der Selbsterkenntniß; denn Selbsterkenntniß führt zum Glück, zur Zufriedenheit. Ich frage mich oft: Was bin ich? was ist der Zweck meines Daseins? was wird aus mir dereinst werden?“ — Die Antwort

ist: Ich bin ein Theil des Weltalls, der Allgemeinheit, dazu bestimmt, zum Besten des Allgemeinen beizutragen, zuerst zu meinem eigenen, dann zum allgemeinen Glück zu wirken, — und ich fördere diesen Zweck. Am Ende dieses Lebens löst sich mein Körper, diese Kombination von Naturkräften, in die einzelnen Bestandtheile auf, woraus er zusammengesetzt ist, und vereinigt sich so wieder mit dem Ganzen, dem er entstammt, um dadurch diesem nach dem Tode nützlich zu werden. Das ist der Zweck des Menschen von seiner Geburt, bis nach seinem Tode. Ist dieser nicht ein schöner ein erhebender Zweck?“

Das ist die Weltanschauung des Materialisten, dem die Ideale keineswegs verloren gingen, als er die David Strauß, Ludwig Feuerbach, Karl Vogt, Jakob Moleschott, Buckle, Hellwald, Darwin, Häckel und so manche andere Philosophen und Naturforscher mit seinem schlichten Menschenverstand erfaßte und in die Tiefe seines Gemüthes aufnahm.

Die schönen Tage des August sind längst entflohen, nicht aber all die Feierstunden, die ich an der Seite des „famosen Kämpel“ durchgenossen habe, als wir zusammen den Hallstättersee umwanderten, den tosenden Waldbachfall besuchten, die Ramsau durchstreiften und hinten am Gosausee all die Größe und Erhabenheit des gewitterbedrohten Dachsteins in nächster Unmittelbarkeit empfanden. Damals haben die Cyclamen noch allerorten geblüht, da wir hinausstiegen zur Rosmoosalpe und der Dachstein war noch der einzige der vielen Bergriesen, der Schnee und Gletscher trug. Wie schade, daß es nicht immer so bleiben konnte. Wir beide haben uns fügen müssen: wir trennten uns ungerne, aber im Bewußtsein der Naturnothwendigkeit. Gerade im Wechsel der Erscheinungen liegt der Werth des Daseins. Und wenn ich manchmal wähne, die Töne der Aeolsharfe, die Deubler an der Wetterseite seines Sanktuariums anbringen ließ und die so häufig in unsere Konversation einstimmt, zu vernehmen, so überläuft mich jener hohe Schauer geistigen Zusammenfließens mit Einem, den wir zu den Glücklichen zählen. Ich kann mir heute das herrliche Salzkammergut mit seinen reizenden Seen und seinen schönen Bergen, mit dem biedern Menschenschlag und den einfachen Sitten nicht mehr anders denken als mit Deubler. Er ist der geistige Mittelpunkt dieser österreichischen Provinz und ich meine, daß letztere auf ihn stolz sein darf.

Nicht um zu vergöttern, nicht um zu danken, noch um Andersdenkende zu beleidigen, habe ich diese Skizze niedergeschrieben, sondern aus eigenem Bedürfnis. Es geschieht so selten in unserem Leben, daß wir einen vollkommen Glücklichen antreffen; wenn wir ihn aber gefunden haben, was sollte uns daran hindern, uns selbst und andern zu zeigen, wie man glücklich sein kann? Ich habe während neun Semester akademischer Studien reichlich Gelegenheit gehabt, Philosophie zu hören — die beste aber von allen, die hat mich nicht ein Professor, sondern der Bauernphilosoph in seinem Lodenrock und grünen Kniestrümpfen gelehrt. Man sieht: es kommt nicht immer auf die Eleganz der Erscheinung an; der Angelpunkt, um den sich das menschenwürdige Wirken bewegt, ist ganz anderswo zu suchen und wir haben unter den Proletariern mehr als Einen Geisteskönig angetroffen, dem weitherum die „Spitzen der Gesellschaft“ nicht das Wasser reichen.

## Heber Fremdwörter im Deutschen.

Von **A. Wittich.**

### IV.

In dem in den vorherigen Abschnitten geschilderten Zeitraum war die Fremdwörternoth am größten und der Kampf gegen dieselben wurde da am heftigsten geführt. Deshalb glaubten wir diesem Abschnitt auch eine größere Ausführlichkeit angedeihen lassen zu müssen. Nicht als ob später die Einfuhr fremder Waare eingestellt worden wäre und nicht immer wieder von neuem nach einer Grenzsperr in sprachlichen Dingen Aufse laut geworden wären. Seit den Sprachgesellschaften haben unausföhrlich Dichtervereine oder Gelehrtenkreise Grenzwachterdienste geleistet.

Wir stehen jetzt im 18. Jahrhundert. Hier ist nun zunächst Gottsched als ein nicht verdienstloser Mann zu nennen. Bewußt geht er den Fremdwörtern aus dem Wege, ja er nennt sich sogar nicht, wie es ja Sitte der Zeit war, „Professor der Philosophie und Poesie“, sondern vielmehr „der Weltweisheit und Dichtkunst

öffentlichen Lehrer“. „Hochschule“ als gutes deutsches Wort für Universität oder Akademie ist ja bekannt genug, und die holländischen Universitätsprofessoren nennen sich noch heutigen Tages hoogoleeraar, d. i. Hochlehrer!

Wenn wir die Dichter der Zeit (Gottsched darf kaum für einen gelten, wie oben schon Dpik) in's Auge fassen, so schreibt Haller ein ziemlich reines Deutsch. Ebenso ist rühmlich hervorzuheben Gleim, der besonders auffordert:

„Laßt uns Deutsche sein und bleiben;  
Deutscher Ausdruck steht uns wohl;  
Was wir denken, reden, schreiben,  
Sei des deutschen Geistes voll.“

Nicht allgemein bekannt ist die Stellung Lessings den Franzosen gegenüber. Worte hat er weniger aus dem Französischen entlehnt, aber viele Wendungen und Wortfügungen, besonders in

den Dramen, am meisten im „Nathan“, weniger in den Oden und Fabeln, gar keine in den Liedern und Sinngedichten. Trotz einiger scharfen Aussprüche gegen die Franzosen ist er ungemein von ihnen beeinflusst, von ihren Dichtern sowohl, wie von ihren Forschern und Denkern.

Bedeutend war in dieser Zeit ferner Gellert, der in Bezug auf reindeutsche Sprache ein Muster genannt werden darf, wenn seine Poesie auch manchmal recht mager und trocken ist.

Leibnitz, der selbst meist französisch, weniger lateinisch, fast nicht deutsch schrieb, rieth den Deutschen, „ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben.“

Nicht genug zu schätzen ist auch Klopstocks Wirken für reindeutsche und deutliche Sprachbehandlung. Auf Voß, die Brüder Stolberg, Hölty u. a. sei nur hingedeutet.

Daniel Schubart, der Gefangene des Hohenasperg, gibt den Deutschen durch den Mund Friedrichs des Großen folgende Mahnung:

„Liebt euer Vaterland!  
Sprecht eure Heldensprache stark und rein,  
Nacht durch's Geäße weicher Auslandsmitte  
Erzne Knochen nicht zu Marzipan!“

Und Seume (1763—1810), der Spazirgänger nach Syrakus, klagt:

„Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,  
Unsre Gauen mähen fremde Rosse,  
Eine fremde Sprache zügelt uns.“

Mehr und mehr wird nun der Dichterbegriff erhöht und vertieft. Er soll zur ganzen Nation reden, und hier war vor allen Dingen Gellerts Wirken unverkennbar segensreich, der in seinen Vorlesungen über den deutschen Stil auf Deutlichkeit der Rede und des Ausdrucks drang. Aller verdienstlichen Männer Namen zu nennen, ist uns hier nicht möglich, wir können und wollen nur von einigen der bedeutendsten Schriftsteller die Stellung zur Fremdwörterfrage anführen.

Herder tritt den Puristen entgegen und macht Einwendungen aller Art: „Was ist ein Barbarismus? Wie, wenn ich ihn und einen Solöcismus unentbehrlich brauche? . . . Wenn ein neues, ein fremdes Wort mir aus mancher Verlegenheit hülf? Und zumal das Bunte im Ausdruck, — wie, wenn es unvermeidlich wäre? — Auf keine von diesen Fragen wollen unsere Redekünstler antworten, und lassen uns also bei ihren güldenen Vorschriften in der Dürre. . . . Von wie vielen Völkern haben wir unsere Wissenschaften her! Und von ebenso vielen borgen wir auch Sprache. . . . Wir haben die meisten unserer Wissenschaften von den Griechen; von ihnen also in der Literatur auch ein großes Lexikon von Wörtern und Kunstausdrücken, die theils in unsrer Sprache völlig da, theils nach der Analogie geformt sind. Beide sind Bürger und die letzteren versteckte Bürger, naturalisirte Fremde, von denen unsre Sprache der Wissenschaften voll ist. . . . Wissenschaftliche und Kunstausdrücke, freilich lassen sie sich umschreiben, aber das eine, der Hauptbegriff des Sinnes verliert sich oft in dies umschreibende Gefolge: ich schiele und wollte den Begriff gerade sehen: in dem Körper, den ihm der Erfinder, er sei Grieche oder Lateiner, oder Britte oder Franzose, ansah, in dem ich ihn unter diesen Völkern zu sehen gewohnt war, in dem Körper, in dem Kleide würde ich ihn gleich erkennen; nun aber in dem nach meiner Nation verzerrten Gesicht, in einer verstümmelten Gestalt, in einer weiten Hülle von Kleide, — da soll ich den griechischen oder lateinischen Begriff erst aufsuchen? Man zeige ihn mir lieber, wer er ist! . . .

„Wenn die italienischen Künstler in dem Unterrichte ihrer Künste Begriffe in Wörter bilden und uns diesen Unterricht überliefern: wird sich der Deutsche nicht zur Nachbildung ihrer Worte bequemen müssen? Und wenn der französische, der britische schöne Geist uns eben den Hauptzug seines Genies, seiner Launen, seiner Witzlinge in einem treffenden Ausdruck charakterisirt: wer wird sich da in einer wässerigen Umschreibung baden wollen, die da zerfließt, wenn ich darnach greife?“

Da uns Herder aus der Seele spricht und über die Sprache, auch über die nothwendige Volksthümlichkeit, viel und gründlich nachgedacht hat, haben wir ihm gern solange das Wort gegeben. Herder wollte ferner mehr Gewicht auf Französisch als auf Latein in den Schulen gelegt wissen.

Als die Schriftsteller der „Halle'schen Bibliothek“ einem Buche den Vorwurf machten, daß es zuviel Fremdwörter enthalte, verwies sie Herder auf ihre eigne Thür, vor der noch viel zu kehren

war. „Benigstens sollte . . . die Halle'sche Bibliothek die letzte sein, uns ein Buch zu verrufen, das in der Sprachmischung von keinem als ihr selbst übertroffen wird. Alle Seiten wimmeln von alamodisch denken, pretieuser Schreibart, Animositäten, Collectaneen, Nonjensen, Adversarien, allzu galantem, kleinmeisterischen Wesen, trivialer Keitheit — wehe mir, ich bin kaum einige Seiten durch. Wehe unserer Sprache, wenn dies ein Muster des Geschmacks würde!“ Also gegen die Fremdwörter, d. h. mit Verstand und Verständniß, will auch er eingeschritten wissen!

Von dem bedeutenden Lehrer Herder gehen wir über auf seinen ihn überragenden Schüler, der ihm doch auch viel verdankt, was jetzt erst recht erkannt werden wird, wo wir eine gute kritische Ausgabe der herder'schen Werke erhalten\*). Wir meinen Goethe. Bei Goethe läßt sich, besonders in den Arbeiten des neuen Jahrhunderts, die Neigung bemerken, leise und geschickt den Fremdwörtern, wo ohne Zwang thunlich, aus dem Wege zu gehen. In der „Novelle“ umschreibt er Perspektiv, Fernrohr, mit „heranziehende Gläser“, und ausdrücklich erwähnt er die fremdwörterfeindliche Zeitströmung (1814) in folgendem Gedankenvers:

„Die deutsche Sprache wird nun rein,  
Pensée darf künftig nicht mehr gelten;  
Doch wenn man sagt: Gebente mein!  
So hoff' ich, soll uns niemand schelten.“

Auch sieht man hier, wie er mit klarem, feinen Sinn nicht leidenschaftlichen Fremdwörterhaß schnaubt, sondern grade diesem mit feinem Spott entgegentritt.

Was das in die höheren Schichten, und wörterweise auch in die tieferen, eindringende Französisch anlangt, so bemerkt Goethe darüber in den venetianischen Epigrammen (1790):

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,  
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.  
Nun laßt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen,  
Bürnet, Mächtige, nicht, — was ihr verlangt, geschieht.“

Und an anderer Stelle sagt der große Sprachdenker: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich oft geistlos.“

Als Muster guter deutscher Sprache weist Goethe wiederholentlich auf Luther hin; so in einem Briefe an Schmeißer: „Dies fleißig in Luthers Bibel. Daran lernst du deutlich denken. Es thut sehr noth, daß man wieder deutsch schreiben lern.“

Basjedow, einer der Jugendfreunde Goethe's, suchte seinerzeit das ganze Erziehungsweisen auf einer neuen, gesünderen und natürlicheren Grundlage aufzubauen. Der lockere, sittlich nicht gefestigte Mensch war dazu freilich nicht der Mann. Nachhaltiger aber wirkte nach dieser Richtung der würdige Campe, der ein warm für Menschenwohl und Menschenglück schlagendes Herz besaß\*\*. Tief erschüttert von dem menschlichen Elend, welches er als preußischer Feldprediger in nächster Nähe hatte kennen lernen, beschäftigte ihn der Gedanke einer gründlichen Besserung der gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend. Da fand er nun kein andres Mittel für anwendbar und erfolgversprechend, als die Reform des Erziehungsweisen. Nach Basjedows nothig gewordener Entfernung vom Philanthropin zu Dessau ward Campe der Leiter dieser Anstalt und wirkte äußerst segensreich. Uns kümmert hier besonders sein Werk: „Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, womit er, freilich nicht ohne Sonderbarkeiten, doch ungemein viel Gutes gewirkt und sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Sprache erworben hat. Vor allem ist ferner das deutsche Wörterbuch zu nennen, welches unter seiner leitenden Aufsicht und Mitarbeit von Theodor Bernd geschrieben und von Vater erweitert ward. Wiewohl in beiden genannten Werken viel Verfehltes sich findet, wie es bei der mangelhaften geschichtlichen Kenntniß von unserer Sprache, die er besaß, nicht anders sein konnte, hat er doch manchmal das Rechte getroffen und ist auch durchgedrungen. Für das umständliche „geeigenschaftet“, qualifizirt, wie der Studirte trotz des schlechten Klanges lieber

\*) Von Suphan.

\*\*) Merkwürdig sind von ihm die heute zum größten Theil wohl vergessenen Briefe aus Paris, welche begeistert der französischen Revolution zuzuschauen und zuerst im „Braunschweiger Journal“ erschienen. 1789 befand sich Campe in Paris und war Augenzeuge der großen Ereignisse, die er freimüthig und kühn, mit Beredsamkeit, Wärme und anschaulicher Malerei beschrieb, und die bei einem sonst so ruhigen Denker ein merkwürdiges, aber um so gewichtigeres Zeugniß sind.

sagt, führte er das alte „geeignet zu etwas“ ein, was ursprünglich nur soviel hieß, wie: mit Eigenthum versehen. Adelung sagt zu dem Zeitwort sich eignen, „es wird jetzt sehr gebräuchlich für: sich qualifiziren, und verdient diese Ausnahme vollkommen“. Dieses hatte, ebenso wie „geeignet“, Campe in Vorschlag gebracht. „Jetzt ist dieser Ausdruck (geeignet) in aller Munde und man findet ihn schon in tausend Schriften,“ berichtet er 1813. Auch das hübsche Wort Zartgefühl für Delikatesse ist von campe'scher Prägung, wie manches andere.

Grimm lehnt freilich Campe und Genossen ab, da sie ohne

Verständniß vom Wesen und von der Geschichte der deutschen Sprache bessern wollen, also schlimmbessern: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauerhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln.“ So der Altmeister deutscher Sprachforschung.

(Fortsetzung folgt.)

## Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Fogler.

(Fortsetzung.)

In der Zeit seiner Verbindung mit Schiller hatte Goethe seinen Aufenthalt oft in dem freundlichen Jena, dieser gemüthlichsten und anziehendsten aller deutschen Universitätsstädte, genommen, theils um Schiller so nahe als möglich zu sein, theils seiner vielfachen Beziehungen zu den Professoren der Hochschule und des ruhigeren Lebens wegen. Nach dem Tode des Freundes pflegte er die Sommermonate meist in Karlsbad und in Teplitz, einigemal auch auf kleineren Reisen zu verbringen. Von den neuen Bekanntschaften, die der Dichterheros bei diesen Gelegenheiten und sonst anknüpfte — auch mit Ludwig Tieck, einem der Häupter der sogenannten romantischen Schule, die mit Goethe einen begeisterten, wenn auch nicht immer lauterer Kultus trieb, war er, und zwar schon im Jahre 1799, in Verbindung gekommen —, ist besonders diejenige mit dem geistreichen Philologen Wolf, der ihn bald nach Schillers Heimgang in Weimar besuchte, zu erwähnen. Die Kriegswirren bereiteten nach der Schlacht bei Jena, infolge deren die Franzosen in Weimar plünderten, auch Goethe manche Widervärtigkeiten, wenn er auch von Schlimmerem verschont blieb. Wie stets, so nahm Goethe auch in dieser Zeit nur sehr geringen Antheil an den politischen Ereignissen. Er hielt das innerlich zerrüttete Deutschland zu einem erfolgreichen Widerstand gegen die Macht des energievollen Titanen Napoleon nicht für fähig, und konnte nur die Wiedererweckung des Patriotismus empfehlen, während ihn sein dichterischer Sinn zur Bewunderung für die imponirende Erscheinung des französischen Eroberers, der übrigens Goethe's Genie vollauf zu würdigen wußte und drei Unterredungen mit ihm gehabt hat, hinriß.

Eine schwärmerische Verehrung fand Goethe von seiten der damals zweiundzwanzig Jahre alten Tochter seiner Jugendfreundin Maximiliane La Roche, Bettina Brentano, die damals nach Weimar kam und aus ihrer Beziehung zu dem Dichtersfürsten, der schließlich vor ihrer Zudringlichkeit Schutz suchen mußte, durch ihr romanhaftes Buch: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ Kapital schlug. Ungleich tiefer, als die Empfindungen, in denen er anfangs mit Bettina tändelte, waren die Eindrücke, die die anmuthige Pflgetochter des Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, der er eine Reihe schöner Sonette widmete, auf sein Herz hervorbrachte. Dieses Herz, das soviel geliebt hat, erduldet übrigens in dieser Zeit die bittersten Qualen infolge der Unerquicklichkeit der häuslichen Verhältnisse des Dichters, die durch das einer „Frau Geheimrätthin von Goethe“ nicht wohlstandende Leben und die üblen Gewohnheiten seiner immer vergnügungssüchtiger gewordenen Gattin Christiane verschuldet wurden. Nichtsdestoweniger liebte Goethe diese auch jetzt noch zu sehr, um es über sich zu gewinnen, sein Verhältniß zu ihr zu lösen, und nichtsdestoweniger auch verdient hervorgehoben zu werden, daß ihm Christiane in treuer Verehrung anhing und sich in ihrer Bescheidenheit der Auszeichnung, die sie durch ihn erfahren, immer bewußt blieb. Ihre Fehler waren in ihrem Temperament, ihrer nicht eben sorgfältigen Erziehung und endlich auch zu einem bedeutenden Grade in der Natur der Umstände, unter denen sie als Goethe's Gattin an dessen Seite lebte, begründet, und ich mag mich dabei des George Sand'schen Wortes erinnern: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen.“ — Weitere Unannehmlichkeiten und Vergernisse erwuchsen dem Dichter aus seiner Thätigkeit als Leiter der Hofbühne und zwangen ihn endlich, das Amt niederzulegen. Die Art und Weise, wie der Herzog ihn des letzteren entthob, ist sowohl für den Charakter Karl August's wie für das Wesen des Freundschaftsbundes der beiden so bezeichnend, daß ich

den vom 13. April 1817 datirten Brief, in welchem das geschieht, hier wiedergebe. Der Herzog schreibt: „Verschiedene Aeußerungen deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß du es gerne sehen würdest, von den Verdrießlichkeiten der Theaterintendantz entbunden zu werden, daß du aber selbiger gern mit Rath und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dies oft der Fall sein wird, du von der Intendantz darum ersucht würdest. Ich komme gerne hierin deinem Wunsche entgegen, dankend für das viele Gute, was du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite derselben zu behalten und hoffend, daß der verminderte Verdruß deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren werde.“

Neben der bereits 1805 in Druck gegebenen „Farbenlehre“ und seinen Arbeiten für die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung“ beschäftigte Goethe jetzt besonders die Veranstellung einer neuen Ausgabe seiner Werke, welche von 1806—1810 bei Cotta in dreizehn Bänden erschien und im achten Bande (1808) endlich auch den nun zum Abschluß gelangten ersten Theil des „Faust“ enthielt. Im Jahre 1809 vollendete er die „Wahlverwandtschaften“, jenen sehr verschieden beurtheilten Roman, der durch die künstlerisch abgerundete, in stilistischer Hinsicht klassische Art, wie in ihm sittliche Probleme der Gesellschaft und die Schäden und Flecken derselben behandelt werden, ein Meisterwerk bleiben wird. In der Dittlie, wie sie in den „Wahlverwandtschaften“ auftritt, hat Goethe übrigens das Bild der vorhin erwähnten Minna Herzlieb wiedergeben wollen. Wir reihen hier gleich die Entstehungsgeschichte des andern Romans: „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ an. Der Plan zu demselben stammt aus dem Jahre 1807. Goethe wollte in diesem Werke viele in jenem Jahre angefangene kleinere „Geschichten“ „durch einen romantischen Faden zusammenschlingen“, um daraus „ein wunderbar anziehendes Ganze zu bilden“. Einzelne Erzählungen davon entstanden bereits in dem genannten Jahre, andere nacheinander in den Jahren 1809, 1810 und 1816—1819. Dann setzte der Dichter das Werk 1820 wieder fort, nachdem 1810 die vier ersten Kapitel erschienen waren, und gab den ersten Band im folgenden Jahre heraus. Im Jahre 1826 unterstellte er das Ganze einer sehr schwierigen neuen Redaktion, in der er es, mit früherer Erzeugnissen verbunden, 1830 in seinen Werken (vollständige Ausgabe letzter Hand) erscheinen ließ. Es ist in Anbetracht dieser bruchstückweisen Entstehung des Werkes wohl nicht zu verwundern, wenn dasselbe eine wirkliche innerliche Einheitlichkeit vermissen läßt. Im Anschluß hieran erwähnen wir, kleinere Arbeiten übergehend, den in das Jahr 1809 fallenden Beginn der Vorarbeiten zu seiner Lebensbeschreibung, deren erster Theil 1811 unter dem Titel: „Aus meinem Leben, Wahrheit und Dichtung“ erschien, während der zweite Abschnitt im Jahre 1812, der dritte 1814, der vierte erst 1831 vollendet, im Jahre 1833, also erst ein Jahr nach Goethe's Tod an die Öffentlichkeit gelangte. Wenn der in ihm vorwaltenden „halb poetischen, halb historischen Behandlung“ (wie Goethe seine Lebensbeschreibung selber charakterisirt) gemäß, in diesem Werke auch nicht eine in allen Stücken der Wirklichkeit entsprechende Schilderung des Goethe'schen Lebens- und Bildungsgangs erblickt werden darf, so ist doch darin die von dem Dichter selbst als solche bezeichnete Hauptaufgabe der Biographie in geradezu meisterlicher Weise gelöst: nämlich, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine

Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt." Am wenigsten historisch treu ist, wie wir, um irrtümlichen Auffassungen vorzubeugen, besonders hervorheben, in „Wahrheit und Dichtung“ die Sturm- und Drangzeit des Autors geschildert. Endlich schuf der überaus thätige Mann in diesen Jahren noch eine Reihe seiner schönsten Balladen (z. B. „Johanna Sebus“, 1809, „Die wandelnde Glocke“, „Der getreue Eckart“, „Der Todtentanz“, 1813, „Die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“, 1816), ferner mehrere gesellige, volkstümliche, scherzhafte Lieder und vor allem die in den Jahren 1814–1818 entstandenen Gedichte des „West-östlichen Divan“, der im Jahre 1819 erschien und später noch um manches vermehrt wurde.

Die Entstehung der zuletzt genannten Sammlung hängt mit der Erweiterung der goethe'schen Kunstanschauung zusammen, die sich in ihm etwa vom Jahre 1814 an vollzog und ihn über seinen bisherigen, nur und ausschließlich dem klassischen Alterthum zugeneigten Standpunkt hinaus zu dem von jetzt an sein ganzes Schaffen beherrschenden und gewissermaßen die höchste Stufe seiner künstlerischen wie seiner ganzen geistigen Entwicklung bildenden Gedanken einer Weltliteratur hindrängte, in der sich alle Kulturvölker friedlich vereinigen werden und in welcher „uns Deutschen eine ehrenvolle Stelle“ vorbehalten sein wird. Den Anstoß zu dieser inneren Gedankenrichtung in dem alternden Dichter gab vorzugsweise Sulpius Boisseree, der ihm bereits im Mai 1810 eine Reihe von Zeichnungen, die den köhner Dom betrafen, zugesandt hatte und als er ein Jahr später nach der herzoglichen Residenz kam, Goethe's Interesse für die deutsche Kunst des Mittelalters, die diesem in früheren Jahren eine so

schwärmerische Bewunderung (s. seine Schilderung des straßburger Münsters) abgenötigt hatte, aufs neue zu beleben wußte. Diesen neuen Beschäftigungen mit der Kunst, welche ihn in dem Sommer von 1814 und 1815 Studien halber wieder an den Rhein und Main führten, verdankte die Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ ihre Entstehung, die Goethe von 1816 bis zu seinem Tode redigirte, und in welcher er, über den ursprünglichen Zweck derselben hinausgreifend, später alle seine kleineren Arbeiten, bevor sie in die Gesamtausgabe aufgenommen wurden, zuerst veröffentlichte. Nach einer anderen und hier vorzugsweise in Betracht kommenden Seite hin wurde Goethe durch das wieder aufgenommene Studium des Orients, das ihn einige Zeit lang sogar auf das Gebiet der chinesischen Geschichte trieb, angeregt. Wie wir wissen, hatte er sich schon früh mit der Bibel beschäftigt; inzwischen war er nun auch an den Koran, die Sakontala von Forster, die Moallakat (Gedichte der sieben großen arabischen Dichter) und andere Werke gegangen und hatte verschiedene auf den Orient bezügliche Reisebücher studirt. Nun kamen ihm im Jahre 1814 auch die Gedichte von Hafis in der hammer'schen Uebersetzung zu Gesicht, und er vertiefte sich immer mehr in den Charakter und den Ausdruck dieser nach seinen eigenen Worten „seinem Alter, seiner Denkweise, seiner Erfahrung und Ansicht zusagenden Dichtart“. Er verfehlte dabei nicht, sich insbesondere bei schwierigen Fragen von den damaligen bedeutendsten Orientalisten Rath zu erholen. So entstand, indem der Dichter einestheils deutsche eigene Motive in orientalischem Gewande behandelte, andernteils Nachbildungen orientalischer Proben hervorbrachte, der „West-östliche Divan“, dessen sonderbarer Titel außer in der Art dieses Inhalts in der nach Goethe's Ansicht vorhandenen Wechselwirkung zwischen dem Osten und Westen seine Erklärung findet. (Schluß folgt.)

## Poetische Aehrenlese\*.)

### Der Kubel auf Reisen.

Der Kubel reist im deutschen Land,  
Der frommen Leuten frommt,  
Und jeder öffnet schnell die Hand,  
Sobald der Kubel kommt.

Ihn speichert selbst der Pietist,  
Und giebt den Armen mehr:  
Seit außer Kurs die Tugend ist,  
Kursirt der Kubel sehr.

Der Tugend wird bloß Ruhm zu Theil,  
Es ist ein hohler Schall;  
Doch wem die Welt um Kubel feil,  
Dem klingt ein rein Metall!

Da wird die Nacht gescholten Tag,  
Der Teufel wird so gut!  
Was nicht ein heller Klang vermag,  
Was nicht ein Kubel thut!

Des Nordens Sternbild wird bekränzt  
Vom Sängerkhor des Teut:  
Es ist der Kubel, der so glänzt,  
Der so das Aug' erfreut!

Wohl ist er ein an jedem Strand  
Süß angegrünster Gast:  
Verkaufe nur dein Vaterland,  
Wofern du eines hast!

Der Kubel klirrt, der Kubel fällt,  
Was ist der Mensch? Ein Schut!  
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,  
So steig in deine Gruft!

Erst gab's nur einen Kogebu,  
Jetzt gib't ein ganzes Schod:  
Und schüttelst du das Haupt dazu,  
So leg es auf den Block!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,  
Der blanke Kubel reist:  
So ward von je die Welt regiert,  
So lang die Sonne kreist.

Graf v. Platen-Hallermünde.

\* Unter dieser Rubrik gedenken wir fortan eine Reihe älterer, in weiteren Kreisen weniger bekannter Gedichte zu sammeln.

## Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Crausl.

(Fortsetzung.)

Nach diesem gewaltigen Ereigniß trat eine Pause in der Erforschung Afrikas ein, welche durch die Religionskriege, die Europa erschütterten, herbeigeführt wurde. Erst nach Beseitigung dieses unseligen Bruderzwistes rafften sich die seefahrenden Nationen zu neuen Entdeckungszügen auf. Engländer und Holländer, später auch Dänen, folgten den Spuren der Portugiesen bis zum Congo und Zambesi, legten Kolonien an und gründeten Handelsplätze. Im Jahre 1683 legte Brandenburg Faktoreien an der Goldküste an, ließ sie aber bald wieder verfallen. 1677 erschienen die Franzosen zuerst in Afrika. Um diese Zeit gründete Ambrosius Brun die erste französische Kolonie an der afrikanischen Westküste und zwar unter dem 18. Grad nördlicher Breite, an der Mündung des Flusses Senegal, die heute noch florirt.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts trat bei der Erforschung Afrikas das wissenschaftliche Interesse in den Vordergrund. Dieser neuen Triebfeder verdanken wir die genaue Untersuchung Marokko's durch Schaw, Senegambiens durch Adanson, und des Kaplandes durch Peter Kolbe, Sparmann und Thunberg. Dem 19. Jahrhundert gehören die Reisenden Brocht, Hemprich und Ehrenberg in Aegypten, Rüppell in Nubien, Roth in Schoa, Ruffegger in Kordofan, Smith in Congo, Levaillant und Lichtenstein im Kapland. Die ausgezeichneten französischen Gelehrten Denon, Delisle und Geoffroy Saint Hilaire, welche den Säbelkaiser Napoleon auf seinem Zuge nach Aegypten begleiteten, haben eine neue Wissenschaft, die Aegyptologie, ins Leben gerufen. An der weiteren Erforschung des uralten Kulturstaates haben sich Archäologen aller europäischen Nationen betheiligigt wie die Namen Pecode, Lepsius, Norden, Sonini, Belzoni, Forskal, Champollion, Caillaud, Minutoli, Brugsch und Ebers beweisen.

Den Löwenantheil an der Erforschung Innerafrika's nimmt die im Jahre 1788 in London gegründete Afrikanische Gesellschaft in Anspruch. Den Bemühungen der Sendlinge dieser Gesellschaft, einer Reihe kühner Männer deutscher und englischer Abkunft, die den Kampf mit den Mäheligkeiten des mörderischen Klima's aufnahmen, verdanken wir die großartigen Erfolge, die uns in den Stand setzen, die Naturgeschichte der Tropenwelt im großen und ganzen festzustellen. Hand in Hand damit ging die Thätigkeit der evangelischen Missionäre, die mit wechselndem Erfolg in Oberguinea begann, sich über das Kapland ausbreitete und sich dann nach Abyssinien und die Zansibarhäfte erstreckte. Auch die Küstenaufnahmen durch englische Marineoffiziere trugen zur Kenntniß Afrikas bei.

Die Zahl der Afrikareisenden und die Ergebnisse ihrer Forschung werden im 19. Jahrhundert so massenhaft, daß wir zum Behufe besserer Uebersicht das nördliche Tiefland und das südliche Hochland Afrikas nach dem Stromgebiet ihrer vier Hauptflüsse in den Nil,

Niger, Congo und Jambesidistrikt eintheilen müssen. Denkt sich der Leser den afrikanischen Kontinent durch den Aequator der Breite nach und durch den Meridian, der beifällig von Bengasi zur Kapstadt läuft, der Länge nach durchschnitten, so kann er sich die vier ungleichen Theile veranschaulichen. Wir fangen mit dem nordöstlichen Distrikt, dem Stromgebiet des Nil an, welcher einen Theil von Tripolis, das alte Kulturland Aegypten, Rubien, Aethiopien, das Hochland der schwarzen Galla und Somaliflässe, die Staaten Wadai, Darfur und das noch völlig unbekannt Centralafrika, wo sich der Aequator und der von uns zitierte Meridian schneiden, umfaßt. Die Quellen des Nil, die die Gottheit Isis nach der alten Sage mit ihrem Schleier verhüllte waren der Angelpunkt aller Expeditionen. Selbst der Krieg, der sonst die Wissenschaft nicht begünstigt, hat zur Aufklärung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse dieses Distriktes beigetragen. Zuerst war es, wie oben schon bemerkt, Kaiser Napoleon mit seinem verunglückten Zuge nach Aegypten, dann Aegyptens Bizekönig Mohammed Ali mit seinen Deutezügen nach Rubien und schließlich die Engländer durch den Krieg mit König Theodor dem Zweiten von Aethiopien, welche die Küstenländer des Rothen Meeres derart aufschlossen, daß der Herzog Ernst von Koburg-Gotha einen Jagdzug dorthin unternehmen konnte, ohne auf Gefahren zu stoßen. Desto mehr Menschenleben verlor die Entdeckung der Nilquellen.

Auf die kartographischen Aufzeichnungen, welche der Schotte Bruce (1768—1773), und der Engländer Salt (1804—1805) in den Küstenländern des Rothen Meeres gesammelt hatten, gestützt, arbeiteten Gobat, Rüppell, Schimper, Bede, Johannes Roth, der Maler Bernatz und die Missionäre Jfenberg, Krapp, Sapeto, Kocher von Héricourt weiter. Die Wästen des mittleren Nil bereiste der von der Londoner Afrikanischen Gesellschaft ausgesandte, ebenso kühne, wie zähe Deutsche Burghardt (1816). Die von dem ägyptischen Bizekönig Mohammed Ali ausgerüsteten Expeditionen, geführt von Linnart, dem Entdecker des Weißen Nils (1827), Ruffegger und Werne, drangen bis Fasogal, Kordofan und Bari vor. Im Beginn der fünfziger Jahre brachten drei Deutsche, zu Nombas an der Ostküste angelegene Missionäre, Krapp, Erhardt und Rebmann, die viel angezweifelte, später aber glänzend bestätigte Angabe, daß es unter dem Aequator hohe Schneeberge und westwärts davon große Seen gebe, die schon zu den Zeiten des Ptolemäos als Reservoir des Nils galten. Burton und Speke brachen 1857 von Sansibar (Hafenort am Indischen Ocean unter dem 6. Grad südlicher Breite) auf, drangen unter großen Mühseligkeiten in das Innere und fanden die beiden großen Seen Tanganjika und Ukerewe. Auf einer zweiten Reise gelang es Speke, in Gemeinschaft mit Kapitän Grant (Oktober 1860) die Länder am Ukerewe zu bereisen und von da nordwärts der Richtung des Nil folgend, am 30. März 1863 Chartum zu erreichen. Das große Problem war theilweise gelöst, der Ukerewe oder Victoria Nyanza als Quellsee des Nil nachgewiesen.

Samuel Baker, von der Geographischen Gesellschaft in London mit der Unterstützung der beiden vorigen beauftragt, verfolgte Speke's Entdeckungen weiter und gelangte am 13. April 1863 von Gondoforo (auch Ismaila genannt, ein Dorf am oberen Nil unter dem 6. Grad nördlicher Breite) aufbrechend, durch das Negerkönigreich Unyoro an den Luta Njige, von ihm Albert Nyanza genannt, das zweite große Sammelbassin der Nilgewässer, dessen nordöstliche Seite er besah. Auch er kehrte am 5. Mai 1865 glücklich nach Chartum zurück. Der britische Konsul in Chartum, Betherick, ging im Auftrage der Geographischen Gesellschaft (1862) westlich vom Weißen Fluß aufwärts, Speke und Grant entgegen, kam aber fünf Tage später als diese in Gondoforo an und die von ihm entworfene Karte hat sich später als fehlerhaft herausgestellt. Die mit bedeutenden Mitteln ausgerüstete, deutsche Expedition Theodor von Heuglins, an welcher auch Steudner aus Schlesien, Theodor Kinkelbach aus Stuttgart, Ludwig Hansal aus Mähren und der Gärtner Herm. Schubert aus Sachsen theil nahmen und welcher sich in Keron Werner Nunzinger anschloß, ging 1861 über Alexandria und Massana bis an die Nordgrenze von Aethiopien und das Hochland der Somali bis zum Bab el Mandeb bei Aden und kam erst im Juli 1862 nach Chartum zurück, von wo die auf geradem Wege vorausgegangenen Nunzinger und Kinkelbach bereits vergebliche Versuche gemacht hatten, gegen Wadai vorzudringen. Da ein direktes Vordringen gegen Westen unmöglich war, wendeten sich die erstgenannten nalaufwärts, um sich zum Zuge nach Wadai mit der Expedition zu vereinigen, welche die Holländerin Frau Tinné mit ihrer Tochter ausgerüstet hatte.

Nachdem das mörderische Klima Steudner, Schubert, Frau Tinné und mehrere ihrer Begleiterinnen hinweggerafft, lehrten die übrigen Ende 1863 nach Europa zurück. Noch zwei andere Opfer hat die Erforschung dieser Gegend gefordert, Adalbert von Barmim (Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen), starb zu Rosowes am Bahr el Azkel und der Hesse Wilhelm von Harnier, der in Gondoforo auf der Büffeljagd ums Leben kam. Glücklicher wie die vorhergehenden war der Wiener Ernst Marno. Von 1869—1870 drang er am Blauen Nil aufwärts. Von Fasogal aus wandte er sich auf vor ihm von keinem Weißen betretenen Pfaden nach Süden, durchzog zuerst das Dar Beetat und kam bis Faderisi (9. Grad nördlicher Breite). Später erforchte er den Bahr el Zorai, einen der Nebenarme des Weißen Nil. Obzwar es im letzten Jahrzehnt um den Victoria Nyanza und Albert

Nyanza, diese gewaltigen Sammelbassins der Nilgewässer, von Missionären, Sklavenjägern und Elfenbeinhändlern wimmelt, folglich die weißen Gesichter nicht mehr zu Seltenheiten gehören, ist es doch noch niemanden gelungen die Urquellen des Nils zu entdecken. Um dieses vieltausendjährige Problem zu lösen, haben die Engländer Samuel Baker und der Deutsche Georg Schweinfurth verschiedene Wege, leider beide ohne Erfolg, eingeschlagen. Ersterer, im Jahre 1869 vom Bizekönig von Aegypten zum Pascha ernannt, zog mit Militärmacht und von Ingenieuren begleitet nach dem Albert-Nyanza aus und eroberte für Aegypten die im Jahre 1860 von ihm besuchten Gegenden. Nach vierjährigen Strapazen, denen seine halbe Armee erlegen ist, kehrte er zurück und brachte die überraschende, leider nur auf Aussagen der Eingeborenen beruhende Kunde mit, daß der Albert-Nyanza und der Tanganjikasee zusammen ein einziges ungeheures Wasserbecken bilden. Der französische Gelehrte Le Saint, der 1867 in Abakufa dem Fieber erlag, und ein italienischer Handwerker Carlo Piaggia, der bis zum Aequator vorgedrungen ist, haben noch einen vierten Nilsee entdeckt. Der deutsche Botaniker Georg Schweinfurth, der sich die Erforschung der Nilflora zur Lebensaufgabe gestellt hat, brachte vier Jahre in den Küstenländern des Rothen Meeres zu, bevor er sich im Jahre 1868 einer Karawane von Elfenbeinhändlern anschloß. Mit derselben durchstreifte er die Landschaften der Djur, Dor und der menschenfressenden Niam-Niam. Im Jahre 1871 drang er bis zum 3. Grad nördlicher Breite, fand in Uelle den westlich dem Tschadsee zuströmenden Sari, entdeckte das Zwergvolk der Ada, sowie einen neuen menschenähnlichen Affen, aber die Urquellen des Nils entdeckte er doch nicht.

Diejenigen Afrikareisenden, welche auf den zweifelhaften Ruhm, die Quellen des Nils zu entdecken, nicht reflektiren, nehmen ihren Ausgangspunkt von den Mittelmeerhäfen Tripolis und Bengasi, um durch die Wüste Sahara direkt ins Innere Afrikas zu gelangen. So verfuhrten Denham, Clapperton, Dudley, Lyon, Beechey, Barth, Richardson, Vogel, Overweg, Kircher, Alexandrine Tinné, Nachtigal, Beurnmann und Kohns. Mehr als die Hälfte der eben angeführten Reisenden fielen der schwarzen Begleitung zum Opfer. Kohns ist dem Tode, wie dem Frankfurter Hochstift im November 1879 gemeldet wurde, mit genauer Nähe und Noth entronnen. Er und sein Reisegefährte Dr. Stecker von Wien nebst ihrem europäischen Begleitern sind auf ihrem leider allzulange verzögerten Wege nach Wadai von den zu ihrem Schutze von Bengasi mitgenommenen eingeborenen Leuten verrätherisch überfallen und völlig beraubt und ausgeplündert worden. Die Schurken schenkten den Reisenden und ihrer Begleitung nur unter der Bedingung das Leben, daß die von ihnen in Bengasi zurückgelassenen Geiseln, die der Pascha von Bengasi behufs Gelderpressung eingekerkert hatte, wieder freigegeben würden. Mit Mühe retteten sich Kohns und Stecker nach der Dase Kufrah; seitdem sind dieselben unter großen Gefahren und Strapazen glücklich in Bengasi angelangt und befinden sich jetzt bereits auf einem Dampfer, welcher sie nach Malta bringt. Unter den geraubten Gegenständen befinden sich leider neben den sämtlichen Beobachtungsinstrumenten auch alle Tagebücher und Aufzeichnungen der Reisenden — außerdem die kostbaren, freilich viel leichter zu verschmerzenden Geschenke, welche Kohns im Auftrage des Kaisers von Deutschland an den Sultan in Wadai überbringen sollte. Diese sind den Reisenden verhängnißvoll geworden. Das noch nicht genügend erklärte Ausbleiben dieser Schätze, welche nach Tripolis gesandt waren und statt im Oktober 1878 erst im Juli 1879 ankamen, hielten den Fortschritt der Unternehmung viel zu lange auf. Inzwischen wurde die Bedeutung der Reise und das Gerücht von den Kostbarkeiten, welche von den Deutschen mitgeführt wurden, im Lande viel zu bekannt, vermuthlich noch übertrieben und weckte so die unbändige Raublust, welcher in Afrika nichts widersteht. Während wir dieses schreiben, bringt der Telegraph die Hiobspost von Tripolis, daß der dritte Begleiter Kohns', der deutsche Gelehrte Leopold von Schiller, der auf eigene Faust nach Bornu vordringen wollte, auf der Reise dahin ausgeplündert und erschlagen wurde. Es gibt nur ein Mittel, um dort ungefährdet zu reisen, und dieses ist die Mittellosigkeit. Kohns hat dies bei seiner ersten, vollständig auf sich selbst gestellten fähnen Afrika-wanderung am besten bewiesen. Jeder Besitz, selbst der von Instrumenten, ist nur ein Reiz für die Raublust. Alle Afrikareisenden, welche mit auffallender Ausstattung auftraten, fielen der Raublust der Eingeborenen zum Opfer, so die Holländerin Alexandrine Tinné und der Sachse Vogel. Hoffentlich trägt das Scheitern des letzten Wagnisses zu der Erkenntniß bei, daß das offizielle Brimborium den Afrikanern nicht imponirt, wenn es sich nicht auf Bewaffnete stützen kann, und daß die Erforschung und Erschließung Afrikas mehr durch Begründung von Handelsniederlassungen als durch Geschenke an die oft machtlofen Duodezregenten gefördert wird. (Fortsetzung folgt.)

**Gegenseitige Weihnachtsüberrassung.** (Bild Seite 136.) Die Weihnacht ist ein Fest der Freude, ein eigentliches Familienfest, wobei es gilt, allen, die uns lieb und theuer sind, unsere Liebe zu betheiligen. Die Griechen und Römer feierten alljährlich ein Fest, an dem die Herren für einige Tage von der Höhe ihres Stolzes herabstiegen und ihre Sklaven bedienten, um sich solcherart ein wenig in menschlicher Demuth zu üben. Aehnlich diesen aufgeklärten Heiden der alten Welt

steigen auch wir einmal im Jahre von den Regionen des Ernstes und der Ueberlegenheit hinab in die Kinderstube und huldigen im Kreise theurerer Wesen dem Geist der Liebe und der Humanität. Gleichwie aber wir mit den Kindern nochmals, wenn auch nur in der Erinnerung, die frohen Tage unserer Jugend durchleben, werden wir am Weihnachtsabend die Genossen der Kinderwelt, indem wir an der Naivität ihres Herzensjubels ungewollten Antheil nehmen und uns zurückdenken in die fernern Tage, da auch uns noch die ungetrübte Freude blühte, die Freude am Schein und Tand. Jeder thut sein Möglichstes, um die Lieben zu überraschen. Auch in der Wohnung des Meister Hobelmann herrscht schon seit Wochen reges Leben. Die beiden stattlichen Töchter versagen sich den Spaziergang am Sonntag, um die Stidereien zu den Geldbörsen, Schlummerrollen und Pantoffeln zur rechten Zeit fertig zu bringen. Auch Mütterchen strengt ihre schwachen Augen an, um die Puppenkleider für ihr Enkelkind Selma möglichst bunt zu Stande zu bringen und Vater Hobelmann, dem dadurch schon manches Mittagsschlafchen verloren ging, hat die gemeinsten Befehle des weiblichen Theiles seiner Familie bisher pünktlich befolgt, niemals unverhofft nach Hause zu kommen. Aber der Mensch denkt und die Schnupftabaksdose lenkt. Kaum hat er den letzten Wiffen seines Sonntagsschmauses verschluckt, wird er unbarmherzig aus dem Hause gedrängt, um Karten, Domino, Schach, Billard und der Himmel weiß was im Kaffeehause zu spielen. Griesgrämig ob des entzogenen Mittagsschlafchens, begiebt er sich zu dem freiwilligen Wirthshauszwang. Auf der letzten Treppenstufe greift er, wie alle Tage auf derselben Stelle, nach der Tabaksdose, um sich mit einer Prise zu stärken. „Tausendfaderlot, jetzt hab' ich die Dose vergessen.“ Mit diesen Worten steigt er die Treppe empor, vor der Zimmerthüre steigt ihm der Schall in den Nacken. Er klopfte wie ein Fremder an seine eigene Thür, worauf ein dreistimmiges „Herein“ erschallt. Sein Erscheinen in der Thür bringt einen heillosen Ansruch zuwege. Mütterchen humpelt ihm entgegen, um ihm den Weg zu vertreten, und die Töchter raffen ihre Siebensachen zusammen, um sie eiligst zu verstecken. „Jetzt dachte ich es recht gut gemacht zu haben, indem ich anklopfte,“ sagt Hobelmann, und da haben wir die Bescherung!“ „Was willst du denn eigentlich?“ brummt die Frau. „Meine Schnupftabaksdose habe ich vergessen.“ Und mit dem Tröster seines Riechorgans ging er von dannen.

Dr. M. T.

**Izgorigrad-Defilé bei Braza.** (Bild Seite 137.) Der alte englische Premierminister Palmerston, auch Lord Feuerbrand genannt, pflegte zu sagen: „Der Krieg ist ein nichtswürdiges Beginnen, das nur die eine gute Seite hat, daß es unsere geographischen Kenntnisse vermehrt.“ Und es ist in der That so. Wenige unserer Leser würden die siebzehn Uebergänge des Balkan, worunter auch Izgorigrad bei Braza gehört, kennen, wenn ihnen nicht die Streifzüge der russischen Generale Gurko und Soboleff im letzten orientalischen Kriege eine traurige Berühmtheit verliehen hätten. Aber nicht nur wir Kulturbelebten Europäer, auch die Türken, denen doch der Balkan bis vor kurzem gehörte, wußten nicht viel davon. Als der Verfasser des vorerflichen Werkes „Donaubulgarien und der Balkan“, F. Caniz, nach Weg und Steg ins Jantatthal fragte, wußte in Rufschnul niemand Bescheid. Da galt es denn, wie im Innern von Afrika, entdecken, und einer solchen Entdeckung verdanken wir unser Bild vom Izgorigrad-Defilé, das, von der Leva durchflossenen, aus merkwürdigen, zerfetzten Kalksteinselsen besteht, die als Monolithen oder Riesentegel in die Höhe starren. Diese hohe Balkantippe mit ihren Felsstürzen, Schroffen und tausenden tiefer Kamen, sagt Caniz, in welchen der Sonne entzogene Schneeflecken überkommen, macht einen tiefen, beinahe unheimlichen Eindruck. Hier, wo die Natur ihr neue Formen schaffendes Walten in großartigster Weise offenbart, herrscht scheinbar Grabesstille; es war, als hätte die rastlos zehende Urkraft zur Feiernruhe sich hingelegt. Viel mochte zu solchem Gefühle wohl die kalte, tiefgraue Laster beitragen, welche alles ringsum mit merkwürdig herabstimmendem Tone einhüllte und die zerstreute Wirkung der Lokalfarben nirgends aufkommen ließ. Vergebens suchte das Auge der in der Landschaft souverän herrschenden Melancholie zu entinnen. Wo immer der Blick haftete, überall trat ihm das Bild des Todes entgegen. Keine lebende Kreatur war zu sehen, nur einige Adler zogen, dem Gesichtskreise beinahe entrückt, ihre Ringe in höchster Luftregion, und hart am Wege lagen die gebleichten Gerippe gestürzter Karawanenpferde. Neben einer fesselartigen Vertiefung, die ein leichtlich ähnliches, schmutziggraues Schneefeld füllte, zeigten aber rohe Denksteine, daß der Mensch den „Kampf ums Dasein“ auch in diese Höhe getragen. Es waren Gräber von Mörderhand Gemordeter oder verunglückter Wanderer, welche die aus Felsblöcken aufgethürmten Orientirungspfeiler verfehlt hatten und

vom Schneesturm hier für immer im kalten, weißen Pfähl gebettet worden waren. Der grimme Winter streckt seine Eisenfaust auch in die hochgelegenen Balkanthäler. Ihre kümmerliche Vegetation ist gegen die Donauländer Rumänien und Dobrußa vier bis sechs Wochen zurück. Wenn der Balkandtschi, ähnlich dem Frieslands- und Hollandsängiger Westdeutschlands, mit dem als Schnitter oder Drescher in der danubischen Tiefebene verdienten Lohne heimkehrt, ist es noch immer Zeit für ihn, an die Einbringung der eigenen schmalen Ernte zu denken. Die verschiedenen Steuern erwirbt der arme Balkandtschi auswärts, das kleine Feld bestellt die Frau, das Vieh hüten die Kleinen, das Material für sein Haus und die Feuerung liefert der nahe Wald, oder richtiger, was man in diesen Ländern „Wald“ nennt. So sieht es dies- und jenseits des Balkans in dem Lande aus, welches der Russe vom türkischen Joch „befreit“ hat. Der berliner Kongreß nahm dem Befreier die süße Last wieder ab und machte aus Ost-Rumelien und Bulgarien etwas, das nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Wer sich über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der allerneuesten Monarchie näher unterrichten will, dem empfehlen wir das vorzügliche Werk: „Donaubulgarien und der Balkan. Historisch-ethnographisch-geographische Reifestudien aus den Jahren 1860 bis 1876. Von F. Caniz. 2 Bände. Mit 33 Illustrationen im Text und 10 Tafeln. Leipzig, Herm. Fries.“ Dr. M. T.

**Die Schnelligkeit des Pulses** ist je nach den verschiedenen Altersstufen eine sehr verschiedene. Neugeborene haben im Durchschnitt eine Pulszahl von 140—150 in der Minute. Im ersten Lebensjahre beträgt die letztere, immer vorausgesetzt, daß der menschliche Körper sich in normalen Zustände befindet, in der Regel 110—120 pro Minute; vom 2. bis zum 10. Lebensjahre sinkt die Pulszahl von 100 bis auf 90; vom 10. bis zum 20. Lebensjahre zeigt der Puls die Frequenz von 90 bis 80 Schlägen; vom 20. bis 50. Lebensjahre zwischen 80 bis 70 in der Minute; in höheren Jahren vermindert sich die Schnelligkeit der Pulschläge wieder um ein beträchtliches. Dr. M. T.

### Literarische Umschau.

„Der Planet Mars eine zweite Erde. Nach Schiaparelli gemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. F. Heinr. Schmid.“ Mit 1 Karte und 8 Holzstichen. Leipzig 1879. Alwin Georgi. Eine interessante und so gemeinverständlich geschriebene Abhandlung, als es die Wissenschaftlichkeit des Gegenstandes und die strengsachliche Behandlung zulassen. Wie die sorgfältigen Beobachtungen des mit Recht im Reiche der modernen Wissenschaft hohen Ruf genießenden mailänder Astronomen Schiaparelli und seine scharfsinnigen Folgerungen zu der Erkenntniß führen, daß der der Erde benachbarte Planet Mars gewissermaßen ein älterer Bruder der Erde ist, dessen jetziger Zustand dem der letzteren in vielen Beziehungen ähnlich ist und uns in deren freilich noch unmeßbar ferne Zukunft einen bedeutungsvollen Blick gestattet — das nachzulesen wird denjenigen unserer Leser, welchen die Erforschung des Himmels und der Erde am Herzen liegt, ohne daß sie selber Astronomen sind, ein Vergnügen sein.

„Herr Julian Schmidt, der Litterarhistoriker, mit Sekerjholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle.“ 3. Aufl. Leipzig 1878. Um die Erinnerung an diese Schrift Lassalle's im ganzen deutschen Volke, soweit es sich überhaupt um Litteratur kümmert, aufzufrischen, dazu bedarf es nicht vieler Worte. Alle Welt weiß, daß Lassalle mit derselben den Kampf gegen die literarische Verderbtheit unserer Zeit aufgenommen und auch in diesem Strauße eine glänzende Klinge geschlagen hat. Gegen die schriftstellerliche Seichtheit, welche sich begnügt, auf der Oberfläche wissenschaftlicher Fragen herumzutaste, und — Gedanken-tiefe heuchelnd — sich einhüllt in den unburdbringlichen Schleier idnender oder hohler Phrasen, gegen jene wissenschaftliche Unredlichkeit, welche Halb- oder Garnichtunterjuchtes, Schiefverständenes und Unerkanntes für Geistigdurchdrungenes, wissenschaftlich Feststehendes an-schwarz, dagegen hatte sich Lassalle gewandt, als er es unternahm, dem „Litterarhistoriker“ Julian Schmidt energisch heimzuleuchten. Er trat in die Spuren Lessings, und wenn es ihm auch nicht gelang, diesen größten Meister der Polemik in der niederschmetternden Gewalt seines Angriffs zu erreichen, so ist er ihm doch näher gekommen, als jeder seiner Zeitgenossen. Einzelnen Stellen gegenüber mag nicht mit Unrecht behauptet werden können, daß er über das Ziel gerechter Beurteilung hinausgeschossen hat, im allgemeinen aber ist der julian-schmidt'sche Schriftstellerleichtsin und seine gelehrthunende Dreifügigkeit in der That so ungeheuerlich, daß selbst Mitbedenkende an der lassalle-schen Unbarmherzigkeit keinen Anstoß nehmen, sofern sie nur die Gemein-gesährlichkeit des von Lassalle ans Licht gezogenen literarischen Unfugs zu würdigen verstehen.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Konrad Deubler — der Bauernphilosoph. Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-P. (Schluß). — Ueber Fremdwörter im Deutschen, von M. Wittich (Fortsetzung). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. Max Bogler (Fortsetzung). — Der Rubel auf Reifen. Gedicht von Platen. — Afrika und seine Erforschung. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Krausl (Fortsetzung). — Gegenseitige Weihnachtsüberraschung (mit Illustration). — Izgorigrad-Defilé bei Braza (mit Illustration). — Die Schnelligkeit des Pulses. — Literarische Umschau.